5 Monate an der Ostfront

Kriegsberichte von

Rolf Brandt

Egon Fleischel & Co. — Berlin

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Fünf Monate an der Ostfront

Digitized by Google

Fünf Monate an der Ostfront

Kriegsberichte

von

Rolf Brandt

Sechste Auflage

Egon Fleiſchel & Co.
Berlin
1915

PRINTED IN GERMANY

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1915 by Egon Fleischel & Co. Berlin

Digitized by Google

280529
JUL 16 1924

F08351
.B73

Vorwort

Nur schwer habe ich mich entschlossen, der Anregung von Freunden und Lesern zu folgen und meine Kriegsberichte, die bisher in einer Anzahl von deutschen und österreichischen Zeitungen erschienen sind, noch während des Krieges in Buchform herauszugeben. Ich bin mir bewußt, daß Umstände und Gelegenheit der Berichterstattung in diesem Kriege nicht günstig waren, und daß ich im Anfang auch von günstigen Lagen, in denen ich sehen und miterleben konnte, nicht immer den Gebrauch gemacht habe, den man füglich erwarten durfte. Mir stand das Herz still vor dem, was ich sah, und ich hatte mir selbst versprochen, nicht zu schreiben, wenn ich nicht fühlte. Ich glaube, daß ich mir dies Versprechen gehalten habe und nur deshalb, weil ich hoffe, daß ein schmerzliches und auch freudiges Miterleben aus den dünnen Zeilen dieser Zeitungsberichte spricht, habe ich den Mut gefunden, ihnen aus dem Tagesleben, für das sie bestimmt waren, zu dem etwas längeren Leben eines Buches zu verhelfen.

Es durfte füglich an dem Wortlaut der Berichte nicht viel geändert werden, wenn sie nicht ihr Lebensrecht ganz verlieren sollten. Zu Einleitungen und Anmerkungen, die vielleicht den Zweck einer festen Zusammenfassung hätten erfüllen können, fehlte es mir an Zeit, da das Leben eines Kriegsberichterstatters mit der Anforderung eines saubere Einleitungen schreibenden Schriftstellers nicht in Einklang

Digitized by Google

steht. Ich habe mich auf ein paar Verbesserungen tatsächlicher Fehler und Unrichtigkeiten beschränkt.

So ist eine Reihe von Seiten entstanden, die wohl kaum ein Buch ergeben, nur das Aussprechen des Glücks, mit unsern deutschen Soldaten zu leben, hält das Lose zusammen. Aber vielleicht kann das Bändchen mit Zeugnis ablegen für die stille und beglückende Tüchtigkeit unserer Armee und dann hätte es schließlich an seiner kleinen Stelle seine Schuldigkeit getan.

Armee-Oberkommando 8, Anfang Januar 1915.

Rolf Brandt

Digitized by Google

Inhalt

Seite

Tannenberg 1

Die Schlacht an den Masurischen Seen und die deutsche Offensive nach dem Njemen 21

Die russische Gegenoffensive und deutsche Vorstöße . . 49

Angriffe aus befestigter Linie. Ostpreußen „Die Wasserfestung“ 95

Digitized by Google

Tannenberg

Digitized by Google

Die Wacht an der Ostgrenze

Dirschau, 24. August.

Unsere kleinen sibirischen Pferde treten die Bohlen der mächtigen Brücke. Der Posten gibt uns unsere Legitimation als Kriegsberichterstatter zurück, das eiserne Tor öffnet sich, wir fahren über den sommerlich flachen Strom. Durch das schwere Gitterwerk des fünfzölligen Eisens sehen wir die kleine preußische Stadt, die uns Quartier gibt. Die roten Ziegelsteinbauten mit ihrer Anlehnung an den Marienburger Stil rekeln sich in der warmen Spätsommersonne.

In zehn Minuten haben wir die Brücke, die eine der größten Spannweiten in Europa hat, überfahren; an ihrem Kopf sind mächtige Drahtverhaue, die noch verstärkt werden. Ein Beet von hohen, spitzen Eisenstäben, die miteinander in allen Richtungen durch starken Stacheldraht verbunden sind. Beete, die voll blutigroter Rosen blühen würden, wenn die Russen versuchen sollten, hier einzudringen.

Es gibt Leute, die das glauben. Man kann ihnen nur immer wieder versichern, daß unsere Grenzwacht feststeht, daß vielleicht einmal ein Vorstoß den Feind auf Meilen in das Land hineinträgt, daß dies aber Episoden seien. Unbedingt. Sie zeigen auf die Flüchtlinge auf den Bahnhöfen, auf die Hunderte, die im offenen Wagen von Insterburg und Gumbinnen her ihr bißchen Habe und ihr Leben westwärts retten. Natürlich, wenn die Russen gegen Gumbinnen rücken, werden ein paar Hundert mittelbar betroffen, und ein paar Tausend warten das Betroffenwerden erst gar nicht ab; und so füllen sich die Wagen und so fährt die Furcht ins Land. Die Ereignisse werden sie schnell vertreiben. Die Kunde von dem Erfolg bei Gumbinnen, bei dem achttausend Russen gefangen wurden, fliegt schneller durch Ost- und Westpreußen, als die paar Eisenbahnwagen mit flüchtenden Menschen.

Digitized by Google

Die Provinzstraße (früher sagte man Chaussee), auf der wir fahren, führt durch fruchtbares Land. Die Ernte kam bei dem herrlichen Wetter prächtig herein, die Zuckerrüben scheinen famos zu stehen. Überall grast Vieh, auf den Koppeln sieht man Fohlen und junge Stierkälber herumtollen. Die Ebereschen an der Straße leuchten dunkelrot. Es ist ein Bild so tiefen Spätsommerfriedens, daß man den Gedanken, in gar nicht zu weiter Ferne stürzen Reiter blutend vom Pferde, Infanteriekolonnen stehen stumm und treu stundenlang im Feuer, daß man diese sorgenden Gedanken wie fremde Gäste nicht recht nahe kommen läßt.

Die Pferde gehen in gleichmäßigem Trabe, der Wagen wiegt leicht in den Federn. Nach der Spannung Berlins, nach dem unfaßlichen Eindruck, den die gewandelte und geänderte Stadt machte, nach dem Trubel der Ereignisse und dem Herzschlag der Millionen faßt mich dieses stille Land, diese heilige deutsche Ostmark mit überstarken Händen. Es war eine Freude, durch Deutschland zu fahren in dieser dreißigstündigen Eisenbahnfahrt bis zu unserm Standquartier, aber hier auf den Wegen nahe dem unerbittlichen Schlachtenernst, spricht das Land noch anders, noch eindringlicher.

Die paar älteren Männer vor den Türen der Bauernhäuser grüßen bedächtig mit fragenden Augen. Wenn der Wagen langsamer fährt, fragen sie laut. Man darf ja als Antwort nur die Achseln zucken. „Mein Junge war bei Soldau.“ Der Stolz leuchtet aus den alten Augen. Ein anderer spricht von dem Massengrab der zweitausend gefallenen Russen. Er hat's gesehen. Erfreulich war's nicht. Man mußte Chlorkalk nehmen. „Bei dem schönen, heißen Erntewetter.“

Die alte Ordensfeste Marienburg taucht auf. Trupps von Soldaten begegnen uns, lauter Reserveleute, jung meist, blutjunge Kerlchen darunter, in der famosen Husarenuniform. Oft hängt ihnen ein Mädel am Arm. Der Abschied steht ja schon vor der Türe. Ein paar Gefreite haben sich untergefaßt; sie singen, ein paar abgerissene Töne fange ich:

Ich habe wohl eine, ich hab wohl keine,
Mein Schatz, mein Schatz ist fern von hier . . .

Digitized by Google

Das Lied hörte ich zuerst in Marburg als Student, da sangen es die Jäger in der Kaserne am Abend, schwermütig und langsam, während sie ihre Knöpfe putzten. Diese hier sangen es schnell, und es ist wie ein fröhliches Grüßen an die eine, die in der Ferne stolz auf ihren Liebsten sein darf.

Kurz vor dem Fluß begegnen uns Wagenreihen; Leiterwagen, an die Kutschen gebunden sind. Fohlen traben nebenher, ein paar Kühe hinterdrein. Auf den Wagen liegt Hausrat durcheinander, wie ihn die Eile errafft. Eine Nähmaschine, ein großer Linoleumläufer, Betten, deren roter Überzug in der Sonne glänzt. Alle paar Minuten folgen sich jetzt die beladenen Wagen. Die Menschen auf der Bahn waren ruhiger; hier sieht man bekümmerte Gesichter. Oft ist kein Mann bei dem Fuhrwesen, nur Frauen und Kinder fahren von den Höfen an der Grenze. Ein kleiner blonder Kerl scheint das Ganze für eine herrliche Robinsonade zu halten, die nur dazu da ist, damit kleine Jungen auf Heu schlafen und immerlos in solchen schönen Wagen mit allerlei Krimskrams fahren dürfen. Er lacht strahlend seine Mutter an und fragt, was die gelbe Binde mit dem schwarzen ‚B' die wir tragen, bedeuten soll.

„Wir sollen von den deutschen Siegen berichten."

Die Mutter lächelt ihren kleinen blonden Jungen an. „Da weißt du's!"

Sie sind ja alle so gern bereit, ihre eigenen Sorgen zu vergessen. Die Siegesnachrichten aus dem Westen haben die Zuversicht noch gesteigert. Alles brennt, zu zeigen, daß man auch den Russen prügeln kann. Denn der Russe ist hier ‚der' Feind. Er steht anders zu unsern Ostmärkern als der Franzose zu den Elsaß-Lothringern. Man haßt ihn mit aller Kraft preußischer Herzen, weil man jahrzehntelang seine Unverschämtheiten sah, weil man weiß, daß von dort drüben der graue Schrecken kommt, der nur zu bannen ist mit Pulver und Blei. „Die russische Artillerie schießt gut," sagen alle, die dabei waren, „aber —" und diese blaugrauen ostpreußischen Augen strahlen — „die unsrige schießt n o ch besser!"

Unsere Pferde gehen im Schritt über eine Ponton-Brücke,

gelbgraues Wasser fließt langsam gegen die Kähne. Noch ist es nicht Zeit . . . aber die Hufe werden eine andere Schiffsbrücke treten, auf der Fahrt in russisches Land.

Mit dem Munitionszuge

Oberkommando der Ostarmee, 28. August.

Wir liegen vierundzwanzig Stunden auf der Bahn, um einige sechzig Kilometer weiter zu kommen. Die Lokalzüge haben längst aufgehört zu verkehren. In der kleinen Stadt, in der wir ein paar Stunden auf einen Munitionszug warten, der uns weiterbringen soll, hat man seit vier Tagen keine Zeitung mehr gesehen. Wir erzählen aus dem Westen, von der Gefangennahme der paar tausend Engländer, die wir am Morgen erfahren haben. Man freut sich, aber die ernsthaften Gesichter hellen sich nicht auf. Man horcht zu gespannt nach der Ostgrenze, an der seit vierundzwanzig Stunden eine Schlacht entbrannt ist. Ostpreußen und der größere Teil von Westpreußen gehen durch eine schwere Zeit. Am Sonnabend war bekannt gegeben worden, daß man bis zur Weichsellinie räumen wolle. Alles Vieh solle in Sicherheit gebracht werden. Da ging die Angst durch die Ostmark, und diejenigen, die sie mit festem Auge hätten bannen sollen, die Reichen und Führenden, gaben zum Teil das Signal zur Panik, indem sie Hals über Kopf ihre Wohnungen verließen, als stünden die Russen schon vor den Toren, und nicht eine nicht nur unbesiegte, sondern eine siegreiche deutsche Feldarmee zwischen ihnen und dem Feinde stehe. In Marienwerder waren ganze Wohnungen verlassen, die noch wie erfüllt waren von dem warmen Atem ihrer Bewohner, Wohnungen, in denen die angefangene Näharbeit mit herabhängender Nadel neben dem angebissenen Frühstücksapfel lag.

In dem Ort, an dem wir uns augenblicklich aufhalten, hat die Kommandantur leider in einer Bekanntmachung darauf hinweisen müssen, ‚daß wir uns im Kriegszustande befänden und daß die Kriegsgesetze Geltung hätten!‘ Große Hotels haben den hungernden und durstenden Truppen viel-

Digitized by Google

fach die Türe vor der Nase zugemacht: Die Küche sei um elf Uhr abends geschlossen . . .

Die kleinen Gewerbetreibenden, die schon schwere Lasten tragen, nehmen die Einquartierung im Gegensatz dazu freundlich und freudig auf. Sie bleiben auch an dem Ort, an dem ihr Haus steht, an dem sie ihr Glück, ihr Auskommen haben, und ihre ernsten, gefaßten, tüchtigen Gesichter entschädigen für manches, was man in diesen Tagen sehen und hören muß. Übrigens, um keine falschen Schlüsse aufkommen zu lassen, auch die meisten Guts- und Bauerngutsbesitzer haben ihre Schuldigkeit in aufopferndster Weise getan. Ich erfuhr ein paar Beispiele, in denen die Frauen — Mann im Feld, Inspektor im Feld, die meisten Knechte eingezogen — stolz ablehnten zu fliehen, obgleich da wirklich ‚Kampfnähe' vorhanden war. „Ich bin hier nötig auf dieser Scholle," sagte eine Gutsbesitzersfrau, „noch sind die Russen nicht da. Meine Pflicht ist es, unsern wundervollen Truppen Quartier, Nahrung und Pflege zu geben. Das ist das wenigste, was sie verlangen können."

Am Sonntag wurde dann erklärt, daß es nicht nötig sei, Vieh und Ernte über die Weichsel zu bringen, da nach der Auskunft von militärischer Seite eine Gefahr nicht mehr zu befürchten sei. Man braucht in dem Lesen von Kundgebungen nicht besonders geübt zu sein, um die schwerwiegenden Ereignisse und Entschlüsse zwischen beiden Bekanntmachungen zu ahnen. Eine Beruhigung setzte auch sofort ein, aber es ist leicht, sich vorzustellen, was inzwischen an Werten verloren ging. Das Vieh hatte sich beim eiligen Abtrieb verlaufen, die alten Kaleschen hatten nachgegeben und ganze Wirtschaften lagen auf der Landstraße. Das schlimmste scheint mir aber, daß nicht nur mancher Wagen und manches Vermögen zerbrochen wurde, sondern auch manches Zutrauen. Freilich, der unüberwindliche Heldenmut unserer Truppen wird auch hier alles bald wieder herstellen.

Immer muß man an das Bismarckwort denken: ‚Unsere Leute sind zum Küssen.' Sie haben hier im Osten andere Arbeit als im Westen, der Siegesadler fliegt nicht mit so mächtigem Rauschen vor ihren Kolonnen, die feindlichen

Digitized by Google

Festungen fallen hier nicht tageweis unter dem Eisenguß unserer Riesenmörser, aber hier wird in einem Kampfe, in dem übermenschliche Kraft eingesetzt wird, deutsches Land vor wölfischem Feind bewahrt. Der Osten hat oft an Glanz vor dem Westen zurückstehen müssen, er leistet auch diesmal ein Stück stilleren Heldenkampfes. Aber Preis und Ehre sind ebenso groß wie im Westen.

Der Munitionszug fährt langsam durch die Nacht. Alle Augenblicke flirrt eine Sternschnuppe über den dunkelblauen Himmel. Ich denke jedesmal das gleiche, wenn der goldene Tropfen über den Himmel gleitet: „Sieg in der Schlacht vor uns! Sieg der kämpfenden Ostarmee!"

Plötzlich geht ein heller Schein über den Horizont. Scheunen brennen, die russische Erntearbeiter angezündet haben. Gestern hat man ein Dutzend von ihnen erschossen. Wer nach zehn Uhr das Quartier verläßt, bekommt die Kugel. Im allgemeinen wollen die Leute, namentlich die gedient haben, gern alles tun, was man von ihnen verlangt, wenn sie nur nicht nach Rußland müssen. Sie baten einen Gutsbesitzer an der Grenze, der fliehen mußte, ob sie ihm nicht sein Vieh treiben dürften. Jede Art zu leben in Deutschland scheint ihnen besser, als für Rußland zu sterben.

Um sechs Uhr morgens waggonieren wir unsere Wagen aus. Die riesige Menge der Züge schiebt sich zu langsam vorwärts. Unsere Wagen sind bespannt, es geht dem Operationsfelde näher.

Da ich diese Zeilen schreibe, ist eben die glückliche Entscheidung der großen Schlacht gefallen.

Auf dem Schlachtfelde von Tannenberg

Telegramm

Oberkommando der Ostarmee, 30. August.

Wir sind soeben durch das brennende Hohenstein gefahren, den Schlüsselpunkt der riesigen Schlacht, die fünf russische Armeekorps vernichtete. Die Geschichte wird die Schlacht nach dem Orte Tannenberg nennen, an dem Ge-

Digitized by Google

neraloberst von Hindenburg sein Quartier aufgeschlagen hatte.

Wir fuhren in fünfstündiger Fahrt durch das Operationsgebiet nach dem völlig zerschossenen Hohenstein, das zwei Tage lang in den Händen der Russen war. Vor Hohenstein hatte eine gemischte Landwehrbrigade den starken Vorstoß der Russen nach Nordwesten auszuhalten. Die Landwehr schlug sich prächtig und warf schließlich die Russen in erbitterten Kämpfen aus der Stadt. Zu beiden Seiten der Provinzstraßen nach Osterode, wo die Russen in unser Schrapnellfeuer geraten waren, lagen die Gefallenen so dicht übereinander, daß sie die Gräben fast ausfüllten. Die Hauptstraße der brennenden Stadt war ein Trümmerfeld, so daß unsere Wagen kaum passieren konnten.

Im Süden hatte eine rechte Nebendivision die Landwehrbrigade durch Einschwenken auf Hohenstein unterstützt; namentlich die Wirkung unserer schweren Artillerie hatte hier alles zerschmettert. Im Nordflügel wurden die Russen durch andere Korps über Allenstein zurückgeworfen. Dann griffen die südlich der Landwehrformationen stehenden Armeekorps über Neidenburg mit vorgenommenem rechten Flügel ein, während nördlich über Allenstein, Wartenburg, Bischoffsburg starke Kräfte mit dem linken Flügel auf Hassenheim vorstießen, so daß die Russen von drei, beinahe von vier Seiten eingekesselt wurden. Ihr Gros wurde in die Sümpfe und die weitgedehnte Seenkette geworfen.

Der kühne und weitsichtige Schlachtenplan des Oberkommandierenden hatte zu einem Erfolg geführt, wie er kaum zu hoffen war. Nur die Anspannung aller Mittel und teilweise ungeheure Marschleistung hatten es ermöglicht, mit den vorhandenen Kräften gegen große Überlegenheit diesen entscheidenden Sieg zu gewinnen.

Die Zahl der Gefangenen wächst stündlich. Sechstausend sah ich, von unseren braven Landwehrleuten eskortiert, stumpfsinnig in ihren grauen Hemdblusen vorbeiziehen. Kurz hinter Hohenstein traf ich auf Landwehrkavallerie aus Ludwigslust, meist Hamburger Kinder. Sie waren fünfzig Stunden auf der Bahn gewesen und kamen dann sofort ins Gefecht.

Digitized by Google

„Da haben wir uns ein bißchen Bewegung gemacht! Grüßen Sie Hamburg, die Landwehr täte ihre Schuldigkeit.“ Aus straßengrauen Gesichtern, die Wasser nicht mehr zu kennen schienen, blickten die frischen blauen Augen.

Ostpreußen weiß es, die Landwehr, unsere herrliche Landwehr, tat ihre Schuldigkeit.

Die vernichtende Niederlage der russischen Narew-Armee

Armee-Oberkommando Ost, den 31. August.

Wie ich schon in meinem gestrigen Telegramm nach der Fahrt vom Schlachtfelde in Ergänzung der amtlichen Meldung berichten konnte, ist das Gros der russischen Narew-Armee in den Sümpfen und Wäldern aufgerieben, so daß sich kaum noch größere, völlig intakte Truppenkörper von ihr auch jenseits der deutschen Grenze halten dürften.

Der Kommandierende hat den Vorteil der inneren Linie dem numerisch überlegenen Feinde gegenüber mit aller Energie ausgenützt. Der heutige kühle Tag wird den Truppen die nötige Erholung geben, so daß mit freien und aufgefrischten Kräften der Kampf gegen die zweite russische Armee aufgenommen werden könnte.

Mit am heftigsten ging der Kampf um Hohenstein, das von Granaten überschüttet wurde. Die russische Artillerie schoß ausgezeichnet, in vollen Salven, die exakt wie unsere Infanteriesalven rollten; doch war die Wirkung der russischen Schrapnells mit der der deutschen nicht zu vergleichen, da sie nur nach beiden Seiten streuen, während das deutsche Schrapnell einen gleichmäßigen, vernichtenden Eisenregen niedersausen läßt.

Die Wirkung ist furchtbar. Die deutsche Artillerie hatte rechts und links der Provinzstraße nach Hohenstein in einigen Abständen Treffer gesetzt. Die Russen lagen da in den Stellungen, in denen sie sich eingraben wollten, oft so dicht, daß sie den Straßengraben bedeckten: die Hände krampften sich in den Boden, andere mit Kopfschüssen lagen neben dem Häufchen Erde, das sie eben mit ihren kleinen

Digitized by Google

Spaten zur Deckung aufgeworfen hatten, manche hatten sichtlich selbst im Feuerregen begonnen, ihren Proviant zu verzehren. Der graue Straßenstaub lag gleichmäßig über allen, über den Gefallenen, über Mänteln, Uniformen, Gewehren, Tornistern, toten Pferden, die von der Hitze seltsam aufgetrieben waren. Er hüllte alles in die gleiche Decke, so daß nur das scharfblickende Auge Einzelheiten sah. Die merkwürdig klein wirkenden Gefallenen hatten das gleiche Kleid wie die Landstraße und die Felder und die zerschossenen Bäume. Holzkreuze zeigten die Stellen, wo die Unsrigen lagen.

Hohenstein mag ein hübsches Städtchen gewesen sein. Jetzt war die Hauptstraße ein Trümmerhaufen, in dem noch die halbverbrannten Russenleichen lagen — es muß hier ein erbitterter Kampf getobt haben, bis die Russen aus den Straßen geworfen wurden — unsere Toten hat man mit Tüchern bedeckt.

Neben Häusern, an denen die eisernen T-Träger wie Rohrstöcke gebogen sind, neben Häusern, bei denen selbst der Keller ausgebrannt ist, stehen andere, bei denen nicht eine Fensterscheibe auch nur einen Sprung hat. Fuchsien blühen hinter weißen, freundlichen Gardinen. Freilich, das Innere sieht anders aus als die beinahe heitere Außenfront. Die Russen wollen beweisen, daß sie Barbaren sind. Dieser Beweis gelingt ihnen immer.

Das Vieh treibt sich in den Gärten umher, auf dem schönen, alten Kirchhof grasen ein paar Kühe. Überall muffeln kleine ostpreußische Schweine nach Nahrung.

Das erste Bild des Krieges macht stumm. Man hat kaum Lust die Feder zu führen, während die Kugeln sprechen. Man schluckt das Grausen hinunter wie einen Trank, der betäubt und der stumpf macht. Der Mensch ist glücklich angelegt von einer gütigen Natur, die ihn Eindrücke, die über sein Maß gehen, einfach nicht lange fassen läßt. Wie eine rettende Wand steht es zwischen unserem Fühlen und dem Grausen, das die Augen sehen.

Man spürt Hunger und Durst wie sonst auch, man ist glücklich, wenn man ein paar Schnitten mit vorbeiziehenden Soldaten teilen kann.

Digitized by Google

Nach der ungeheuren Blutarbeit von drei Tagen sehen unsere Truppen frisch genug aus. Die Reservebatterien, die mit ausgehobenen Pferden bespannt sind, machen einen Eindruck wie nach der Parade. Selbstverständlich sind Lücken, denn die Kämpfe waren blutig und verlustreich, aber der Geist der Truppen hat keine Verluste erlitten. Da reiten Infanteristen auf erbeuteten Kosakenpferdchen vorüber, eine russische Zigarette im Munde. Da haben manche eine ganze Wirtschaft auf gewonnenen russischen Munitionswagen aufgetan. Eine russische Feldküche fährt vorüber. „Morgen jibt's russ'sche Kohlsuppe als Belohnung für die villen blauen Bohnen, die wir die Russen zu fressen jaben!" meint der wackere Berliner, der die Beute fährt. Die famosen Züge von Kameradschaftlichkeit und Humor, die wir von Anno 70 wie ferne schöne Geschichtchen kennen, wiederholen sich und werden lebendig.

Die ruhige, fast humorvolle Überlegenheit des deutschen Soldaten zeigt sich in tausend Zügen. Wenn die Kompagnien, die die vielen Gefangenen bewachen, sich ihre Tornister von den Russen tragen lassen und die Gefangenen zum schnellen Laufen bringen mit dem Rat: „Lauft doch so fix wie gestern. Als ihr ausrißt, da ging's doch!" Oder wenn ein biederer Sachse fortwährend sein ‚Bascholl!' ertönen läßt. „Ich hab geene Zeit nich, ich muß nach Warschau!"

Es ist ein Glück, unsere Truppen im Felde zu sehen, ein Geschenk, von ihren Siegen und Taten berichten zu dürfen. Es gibt keine russische Armee, die ihnen auf die Dauer widerstehen könnte.

Ostpreußen nach dem Siege von Tannenberg

Armee-Oberkommando Ost, den 7. September.

Am Abend, wir fuhren vom Schlachtfelde zurück, war die kleine Stadt Osterode erleuchtet. In den wenigen Wohnungen, die von ihren Besitzern nicht verlassen waren, und in den andern, die ihre Herren eben zurückkommen sahen, brannten in Reihen zu sechsen und achten die Stearin-

Digitized by Google

kerzen. Der hübsche halbleere Marktplatz bekam einen hellen Schein. Die Leute, die über das helle Viereck gingen, in dessen Mitte deutsche Munitionswagen standen, machten die gleich ernsten Gesichter wie in den Tagen vorher. Man gewöhnt sich nicht leicht an die Freude, der Ostpreuße nun schon gar nicht. Ich aber habe keine Festbeleuchtung gesehen, die mich mehr gepackt hätte als die paar Kerzen. In der Nähe sieht der Sieg, wenigstens hier im Osten, niemals so strahlend und fertig aus als von der Ferne; wer ihm aus Menschennähe ins Antlitz blickt, der mag nicht Hurraschreien vor schönen Häusern. Es ist so, als ob man noch einmal ein Knabe in der Kirche wäre und von dem riesigen Orgellaut erschüttert, weint; es ist so, daß man jedem Feldgrauen die Hand pressen möchte: Ihr herrlichen deutschen Soldaten! . . .

Am nächsten Vormittag war wieder Markt in Osterode. Es gab Fleisch, Gemüse, Obst, reichlich, gut und wohlfeil. Die Leute hatten sich während der Not nicht gesehen und tauschten nun ihre Erlebnisse aus. Jeder sah die Riesenschlacht von seinem Pünktchen aus, jeder betrachtete sie durch seine besondere Brille. Es scheint noch nicht möglich bei dem außerordentlich unübersichtlichen Terrain eine Schlachtenschilderung zu geben, die mehr als die Marschlinien brächte. Der deutsche Halbbogen, der zugezogen wurde, erstreckt sich auf fünfundsiebzig Kilometer Front: Wald, Sumpf, Seen. Ziemlich beträchtliche Hügelreihen wechseln mit Ebenen, auf denen Rüben, Korn und Kartoffeln gebaut ward. Man kann selbst von den Hügelkuppen nichts übersehen, da neue bewaldete Anhöhen immer wieder die Aussicht sperren.

Noch stecken diese Wälder voll von versprengten Gefangenen. Ihre Zahl ist nach der amtlichen Angabe auf mehr als neunzigtausend gestiegen und wird sich sicher noch um ein paar tausend vermehren. Die hungrigen, abgerissenen armen Teufel melden sich bei den Bauern, strecken die offenen Hände vor und ziehen ihr Kruzifix aus dem Brustlatz, zum Zeichen, daß sie Christen seien. Sie riechen unsagbar, da sie keine Wäsche tragen und der graue Uniformkittel seit Wochen — bei den Moskauer Korps seit Monaten —

Digitized by Google

auf ihren Körpern klebt. Wenn sie durch die Straßen traben, reißen sie ihre großen erstaunten slavischen Augen noch mehr auf; dabei laufen sie in einem kurzen Hundetrab in einer rührend unbeholfenen Haltung.

Überall findet man die bunten Ziehharmonikas, die sie von ihren Dörfern mit in die Schlacht nahmen, auf den Feldern. Es faßt einen ein aufsteigender Zorn über das Petersburger Lumpengesindel, das diese Tierchen in die Schlacht trieb. Der russische Soldat sagt von der Einberufung: „Man hat mich fortgejagt am . . .“ Er hat keinen anderen Ausdruck dafür, es gäbe auch keinen, der es so gut umschriebe: „Man hat mich fortgejagt.“

Der Russe als Sieger ist anders. Das Tierchen zeigt seine Zähne, das Tierchen, das Branntwein bekommt, wird zur Bestie. Wir waren in dem wiedergewonnenen Allenstein, das die Russen fast zwei Tage lang besetzt hatten. Am zweiten Tag begann die Krisis, und wenn nicht inzwischen die deutschen Truppen eingerückt wären, hätte Allenstein die andere Seite des russischen Soldaten kennen lernen können. Am Donnerstag Mittag zogen die Russen ein, und am Freitag Mittag kamen die ersten leichten Plünderungen vor. Bis dahin hatten sich die Russen mustergiltig benommen. Sie bezahlten alles in bar, stellten Posten vor alle Hotels und Lebensmittelgeschäfte. Allerdings stellten sie ungeheure Forderungen in Bezug auf Lieferungen; vor allem verlangten sie hundertzwanzigtausend Kilogramm Brot. In der Nacht von Donnerstag auf Freitag buken die Bäckereien Allensteins, um ihre Stadt vor der Plünderung zu bewahren. Viele Bürger wurden in dieser Nacht freiwillige Bäcker. Es wurden schließlich den Russen geliefert: fünfundzwanzigtausend Kilogramm Brot, viertausend Kilogramm Zucker, ebensoviel Reis und dreitausend Kilogramm Salz. Für eine Stadt, die an Stelle von fast vierzigtausend nur noch fünftausend Einwohner hatte, eine tüchtige Leistung.

Wie in dem mandschurischen Kriege, waren die russischen Offiziere wieder von galanten Damen begleitet. Ich habe das hier so oft auch von ernsthaften Männern bestätigen hören, daß es durchaus sicher zu sein scheint. In den

Digitized by Google

Bagagewagen fand man neben anderen hübschen und merkwürdigen Dingen auch seidene Blusen und Unterröcke.

Allenstein ist heute ein deutsches Heerlager. Unaufhörlich stauben die Kolonnen durch die Stadt, Tag und Nacht wechselt die Artillerie durch die Hauptstraße. Auf den Plätzen stehen die Trainwagen zusammengeschoben, auf den Bürgersteigen gehen die Soldaten nach acht Uhr so dicht, daß man nur langsam vorwärts kommen kann.

Sie sind genügsam und fast still, die Sieger von Tannenberg. Sie sind vergnügt, daß sie ihren Schweinebraten essen können; es gibt nichts anderes in Allenstein, wenigstens habe ich in den paar offenen Wirtschaften und Gasthöfen nichts anderes gesehen. Einer von uns fünf Kollegen aß zum Frühstück, zum Mittag und zum Abendessen Schweinebraten, zwei Tage lang! Er behauptete, der tägliche orientalische Hammel wäre noch viel schlimmer. Ich kann es nicht beurteilen, mein ausgezeichneter Bursche und Pferdepfleger, der brave Gardedragoner Thiele, sorgte dafür, daß ich mich nicht allzu tief in solche gastronomischen Vergleichsstudien einzulassen brauchte. Er gab mir auch den Rat, mir für fünf Mark ein weiteres Pferd zum Reiten anzuschaffen. Zu diesem Preis bis hinauf zu fünfzig Mark wurde ein Teil der russischen Beutepferde verkauft.

Wir fuhren zur Dragonerkaserne, wo eine große Anzahl der Beutepferde stand. Die Besichtigung wurde in militärischer Hinsicht lehrreicher, als man annehmen durfte. Denn dies war leicht festzustellen, eine Kavallerie, die diese Pferde geritten hatte, kann nichts taugen. Pferde nach einer dreitägigen Schlacht werden natürlich mitgenommen aussehen, aber wie das glänzende Material hier herabgewirtschaftet war, spottet jeder Möglichkeit. Die Widerristen waren vom falschen Satteln dick geschwollen, Futter hatten die Tiere überhaupt kaum gesehen, Zweieinhalbjährige gingen schon unter dem Sattel. In einen solchen verwahrlosten Zustand könnte unsere Kavallerie ihre Pferde niemals kommen lassen. Das Verhältnis von Mann und Pferd ließe es nicht zu. Der Russe sagt: erst kommt der Mann, und das Pferd kommt überhaupt nicht; bei uns ist die erste Sorge des Mannes, daß sein Gaul verpflegt wird.

Digitized by Google

Dabei handelt es sich nicht um Kosakenpferde, die ganz leidlich durchgehalten hatten, weil ihnen Pflege überhaupt etwas Unbekanntes ist, sondern um die Gäule der Linienkavallerie. Es ist nicht möglich, daß eine Truppe, die in dieser schandbaren Weise mit ihren Pferden umgeht, kavalleristisch etwas leistet.

Vorzüglich bewährt haben sich unsere Radfahrabteilungen; sie schossen die Kosaken ab, wo sie sie nur erwischten. Wie ein Rudel Wild nähert sich das reitende Gesindel. Erst einer, der vorsichtig in die Gegend äugt, dann sprengt ein zweiter dazu, zwei, drei, bis ein Trupp voll ist. Die Unsrigen haben diese Indianertaktik bald begriffen. Sie warten, bis die nötige Anzahl beisammen ist und knallen dann in den Haufen. Eine zweite Salve warten die braven Kosaken unter keinen Umständen ab, sie reißen die Gäule herum und sausen davon, in einem Tempo, das auf die ersten drei Kilometer unsere Kavallerie schwer halten kann. Der Kosakenzorn über unsere Radfahrer ist ungeheuer. Auf die Dauer wird der Zorn nicht gefährlich sein, denn gerade Kosaken dürfte Rußland nicht viele behalten.

In weiter Entfernung vom Schlachtfeld findet man die abgeschossenen Patrouillen und Streifbanden. Die toten Pferde verpesten die Luft; der Acker hat schwer zu tun, alles zu verarbeiten. Gestern fuhr ich durch einen Teil des Schlachtfeldes, das nun acht Tage alt ist. Aus den dichten Wäldern kommt unheimlicher Geruch, die Felder sind noch mit Uniformteilen, Granaten, Tornistern, Gewehrteilen bedeckt. In den Dörfern hat sich ein Teil der Bewohner schon wieder eingestellt, aber viele finden nichts wieder als noch leicht rauchende Trümmer. Sie halten die Tür fest verschlossen und ihr Gesicht auch. Ihre Augen sagen nichts.

In dem kleinen G r i e s l i e n e n war Hochamt, als wir vorbeifuhren. Alle zurückgekehrten Bauern und Frauen waren in der Kirche, die Tür stand auf, und der Klang der auffallend schönen Orgel rauschte hinaus aus der Pfeilerruhe auf den sonnigen Kirchhof. Der war der Kampfplatz gewesen. Preußische Tornister und russische Brotbeutel lagen durcheinander; sehr viele deutsche Helme. In der Mitte war ein Soldatengrab. Ein deutscher Offiziershelm lag darauf,

Digitized by Google

man hatte Astern und Herbstblumen auf die kahle Erde gepflanzt und das Holzkreuz sehr sorgfältig behauen. Leute, die ihren Hauptmann begraben haben. Wir sahen noch nie ein solches Grab, das die Hände der Soldaten rührender geschmückt hatten, als die sanftesten Frauenhände es können.

Als der Gottesdienst zu Ende war, kamen die Bauern langsam vorbei, sehr viele grüßten die frischen Gräber. Der Orgelklang flutete in vollen Schlußakkorden über die Hügel, über die zerschossenen Mauern und über das verbrannte Gesträuch.

Die Männer gingen in die Ställe, Ordnung zu schaffen, die Kartoffeln sind noch im Boden, und die Herbstbestellung wartet. Das scheint mir ein Bild Ganz-Ostpreußens zu sein nach dem befreienden Sieg: Orgelklang, der feierlich den Herrn lobt, langsame Gestalten, die in seinem Brausen gehen, um für die künftige Ernte zu sorgen. Frauen, die ihr Kind an die Sonne halten — die muß dich wärmen, unser Herd kann es nicht mehr — Männer, die die Pflugschar fassen, wenn ihre Faust nicht längst das gute deutsche Gewehr fest umschließt.

Rössel, den 8. September.

In der kleinen Stadt, unserm augenblicklichen Standort, der jetzt voll deutscher Soldaten ist, waren vor acht Tagen noch die Russen. Die Vortruppen benahmen sich verhältnismäßig gut, bezahlten zum Teil und ließen die Einwohner sogar von Einquartierung frei. Das war beim ersten Besuch. Beim zweiten Mal, da man ihnen schon Unruhe und Eile anmerkte, verlangten sie innerhalb von zwei Stunden dreißigtausend Mark Kontribution. Der Kaplan, an den sie sich gewandt hatten, lief von Haus zu Haus in der leeren Stadt, die von allen Wohlhabenden verlassen war. Er bekam die Summe zusammen; die meisten gaben das Allerletzte her. Der Oberst strich das Geld ein und ließ tausend Mark zurück, „weil ihr unsere Verwundeten gut gepflegt habt!“ Ich bin überzeugt, daß von dieser Kontribution die russische Regierung nicht viel zu sehen

Digitized by Google

bekommt. Es soll übrigens ein Garderegiment gewesen sein, das auf diese Weise Geld eintrieb.

Als die deutschen Truppen nahten, steckte man noch schnell den Bahnhof in Brand. Die Mauern sind völlig ausgebrannt. Auf allen Stationen, die wir durchfuhren, konnte man die Brandruinen der Bahnhöfe sehen und noch leicht rauchende Gehöfte auf den sanften Hügeln, die Seen und herrliche Tannenwälder umschließen. Der seltsam rote Abendhimmel, der nun seit drei Abenden über Ostpreußen steht, glänzte durch die zerschossenen Fenster und umzog die schwarzen, verkohlten alten Bäume wie mit hellen Goldlinien. Auf der andern Seite schien der Mond wie eine kupferne Platte auf dem dunkleren Himmel. Verlaufene Herden suchten auf den Stoppeln nach Nahrung, Fohlen hatten sich mit den Köpfen zusammengestellt.

Überall hört man die Geschichten von erschossenen, harmlosen Bürgern. Es steigt ein kalter Haß hoch, der einen zu würgen droht. Wenn Armee gegen Armee kämpft, ist der Schrecken groß, aber die Schlacht der Männer hat in ihrer Grausigkeit etwas, das hinüberträgt über jedes Gefühl, etwas Großes, das jedes Kleine verstummen macht. Der Kampf gegen Frauen und alte Männer, den die Russen führen, läßt den Haß aufsteigen, der nur vernichten will. Ungeziefer muß beseitigt werden. Es wird geschehen.

Ich habe den vielen Berichten über die Russengreuel einige Vorsicht entgegengesetzt, denn ich habe zu sehr erfahren, wie im Kriegslande die Gerüchte fliegen und die Übertreibungen. Aber gestern Abend hat mir mein Quartierwirt, ein katholischer Geistlicher, der ganz famos in dieser Zeit hier an seiner Stelle gewirkt hat, so vieles bestätigt, daß nicht mehr viel zu bestätigen übrig bleiben wird. Sie haben zehn Mann an die Mauer gestellt und erschossen, ohne Grund; sie haben Krankenschwestern in der barbarischsten Weise getötet; sie haben den tüchtigsten und geschicktesten Handwerker der Gegend in seinem Keller erschossen wie einen tollen Hund. Sie haben auf den Feldern Schießübungen nach jeder Zivilperson angestellt. Die russische Regierung wußte, daß die Kosaken keinen Gefechtswert haben, daß sie nur Heeresballast bil-

Digitized by Google

den, sie hat sie auf uns gehetzt, wie man wilde Tiere losläßt. Sie wird die Folgen tragen müssen. Mit wilden Tieren kämpft man nicht, man vernichtet sie.

Es ist zu verstehen, daß vor dem Ansturm solcher Horden manchem die Flucht als der Tapferkeit besserer Teil erscheint. Aber es gibt Unterschiede. In manchen Städten, die nicht weit vom Schuß waren, hat man die Sachlage gefährlicher angesehen als in anderen, in die eben die Kosaken einritten. Niemand wird der schwierigen Lage der ostpreußischen Städte leichter Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als jemand, der in dieser schweren Zeit den Vorzug hatte, den Opfersinn der ostpreußischen Städte und Städtchen im weitesten Sinn kennen zu lernen. Deshalb mag von den Ausnahmen hier nicht gesprochen sein.

In dem kleinen Ort, von dem aus ich schreibe, hat man einen Kriegsbürgermeister, einen Lehrer der Taubstummenanstalt, gewählt. Das ganze Städtchen ist des Lobes voll. Was ich von Anordnungen hörte, ist mustergültig. Der Herr Hauptlehrer hat, da keine Ärzte da waren, auch Geburtshilfe geleistet. Es ging sehr gut. „Und der Kaiser braucht Jungens!“

Der Verwalter der Poststelle blieb hier, bis die Russen seinen Apparat zerstörten; bis dahin war er Tag und Nacht in der Arbeit und konnte durch Aufrechterhaltung des Telephondienstes außerordentlich nutzen.

Gestern abend ging ich durch das dunkle Städtchen mit seinen engen Gassen, über denen der sternendurchwirkte Nachthimmel stand. Das Backsteingemäuer des massigen Domes reckt sich dunkel und hoch über den stillen Häusern, die Linden und mächtige Holunderbüsche bewegten sich im Nachtwind. Man hörte seinen Schritt hallen. Da sah ich hinter einem offenen Fenster eine einfache Frau, sie las halblaut das allgemeine Kirchengebet. Dann sagte eine Männerstimme: „Herrgott ich danke dir, daß du uns errettet hast! — Alte, morgen um fünf muß ich einmal sehen, was aus den Kartoffeln geworden ist.“ Das Licht verlöschte.

Neue Operationen stehen bevor. Wir dürfen darüber nichts schreiben. Man muß eben im Lande Geduld lernen. Der militärische Erfolg steht an erster und einziger Stelle,

er kann durch jede Mitteilung beeinträchtigt werden. Es ist augenblicklich jedes ‚zu wenig' besser als irgend ein ‚zu viel'. Nach einiger Zeit wird genug zu berichten sein.

Aus Briefen, die an mich gelangten, ersah ich, daß man sich die Kriegsberichterstattung in etwas unwirklichem Lichte vorstellt. Man erwartet etwa eine durchgeführte Schilderung der Schlacht von Tannenberg. Das ist gänzlich ausgeschlossen. Ein Schlachtfeld, das über achtzig Kilometer Ausdehnung hat, eine Schlacht, die aus mehreren hundert Einzelgefechten besteht, Gefechten in dem Umfang einer ‚früheren' Schlacht, kann kaum ein Jahr danach in der richtigen Zusammenstellung aus hundert Einzelberichten so geschildert werden, daß man ein wahres Bild des Riesenkampfes bekommt. Unwahre Bilder aus dem Mund eines Mitkämpfers eilig zusammengerafft, lassen sich natürlich weitertragen. Aber es wird meine ganze Mühe und Arbeit darauf gerichtet sein, dem Kriegsklatsch auszuweichen. Man soll an dieser Stelle einen Abglanz sehen des über alle Maßen herrlichen Lebens und Siegens unseres deutschen Heeres. Die nicht dabei sein dürfen, sollen nicht den Staub der Gerüchte, sondern den stillen Glanz unseres Ostheeres von weitem zu sehen glauben. Es wird hier keine Zeile um der Zeile willen stehen. Man muß eben Geduld und immer wieder Geduld haben. Das Vertrauen, daß wir deutsche Kriegsberichterstatter der Heimat weitergeben, was wir irgend weitergeben können, wird sich hoffentlich bald einstellen. Nach Überschreiten der Grenze wird der Strom reichlicher fließen. Wahrscheinlich schon vorher, wenn die Kanonen, die stündlich vor unsern Fenstern vorbeirasseln, den Russen aufs neue ‚Viktoria!' zugebrüllt haben werden.

Digitized by Google

Die Schlacht an den Maſuriſchen Seen und die deutſche Offenſive nach dem Njemen

Digitized by Google

Allenburg-Nordenburg-Angerburg

Rastenburg, den 10. September.

Unsere im Osten verfügbaren Kräfte waren vom 6. an gegen die Stellungen der russischen Armee Rennenkampf angesetzt. Ungefähr auf der weiten Linie von Allenburg über Nordenburg bis Angerburg standen die russischen Kräfte mit starken Reserven von Insterburg und der Verbindungslinie nach Tilsit. Anscheinend war der nördliche russische Flügel besonders stark. Die deutsche Armeeleitung hatte eine Zange gelegt, indem sie starke Truppenmassen über Angerburg hinaus durch die Seenkette seitlich gegen den südlichen russischen Flügel vorgehen ließ. Die deutsche Kavallerie war in den Rücken der Russen angesetzt. Anzunehmen war, daß auf dem rechten russischen Flügel die völlig unwegsamen Wälder des Frischling die Operationen sehr erschweren würden.

Das war, grob umrissen, die allgemeine militärische Lage, als wir am Donnerstag früh auf der Rastenburger Straße nach dem südlichen Flügel des Schlachtfeldes fuhren, in der Richtung auf Drengfurt, von wo vermutlich das Einwirken des Flankenangriffs zu beobachten war.

*

Ein sonniger Frühherbstmorgen mit leichtem Wind, der die ersten gelben Blätter der noch sommergrünen Bäume flattern ließ. Scharfer Trab auf der guten Provinzstraße, der selbst das unablässige Rattern der Munitionskolonnen nichts hatte schaden können. Flüchtlingslager zu Seiten des Weges, wie wir sie nun schon seit vierzehn Tagen in Ostpreußen kennen.

Nach ein paar Stunden begegnet uns ein Trupp gefangener Russen: dreißig, vierzig. Sie zeigen andre Haltung als die Horden, die vor einer Woche bei Hohenstein an uns

Digitized by Google

vorbei getrieben wurden. Bei zweien kann ich die Achselklappen erkennen. Hunderteins und Hundertzwei. Es handelt sich also um Truppen der sechsundzwanzigsten Division in Grodno; ein paar Kavalleristen sind auch darunter. Sie haben nicht die hilflosen, slavischen Augen der Gefangenen, die ich bisher sah. Es liegt Trotz und Scham in ihrem Ausdruck.

Leiterwagen mit verwundeten deutschen Soldaten fahren vorüber; sie sind still und scheinen vor allem darüber wie empört, daß gerade sie die Russen nicht bis zum Ende der Schlacht prügeln dürfen. ‚Sanitätspunkte' mit dem roten Kreuz auf weißen Fahnen stehen auf freiem Felde in kleinen Kolonnen.

Wir nähern uns dem Schlachtfeld. Es ist, als ob man das fühlen könnte. Zwischen Salzburg und Mühlbach sehen wir an der Horizontlinie, die von leichten Hügeln begrenzt ist, kleine, scharf umrissene weiße Wölkchen auftauchen. Sie steigen schnell in das wässrige Blau des dunstigen Himmels hinauf. Neue weiße Kegel bilden sich. Das sind deutsche Batterien. Wir horchen angestrengt, aber der jetzt ziemlich starke Wind muß den Schall nach der anderen Richtung tragen. Die weißen Wolken folgen sich jetzt ein paar Minuten lang mit großer Schnelligkeit, und plötzlich steigen in der Ferne mächtige Rauchfahnen empor, die sich weit hinein in den Himmel schwingen. Engelstein, auf dem rechten russischen Flügel, scheint in Brand geschossen zu sein. Wir wissen es nicht, aber man kann aus den weißen und schwarzen Wolken wie aus einer gewaltigen Schrift lesen, die die Schlacht an den Himmel schreibt.

Ganz von selbst gehen unsere Pferde schneller. Jetzt, jetzt ist das Donnern der Geschütze zu hören, bald fährt das trockene harte Geräusch über jedes Wort. Man hat das Gefühl, als ob der Wagen leise schütterte. Wir halten an dem neuen Kirchhof von Drengfurt; ein paar hundert Meter vor uns sehen wir eine schwere deutsche Batterie im Feuer. Ich eile nach vorn und komme noch eben recht, um zu sehen, wie der Feuerstrahl aus dem Eisenrohr zuckt. Die Mannschaften stehen rauchgeschwärzt hinter den Erdwällen. Es war der letzte Schuß der Batterie aus dieser Stellung.

Digitized by Google

Im gleichen Augenblick kommt der Befehl zum Positionswechsel. Die schweren Gäule preschen den Berg hinauf, in einem Nu stehen die mächtigen Fünfzehnzentimeter-Haubitzen hinter ihren Protzen. Die sechs Pferde ziehen an, die Peitschen klatschen leicht, in vollem Galopp geht es hinunter und — vorwärts. Wir rücken vor!

Ich gehe die paar Schritte weiter bis zum Hügelrande. Rechts an dem dorthaltenden Korpsstabe vorbei und stehe auf der Höhe des alten Kirchhofs. Ungeheuer entrollt sich vor meinen Augen das Panorama des Schlachtfeldes. In weitem Halbkreis lodern Dörfer und Gehöfte in hellen Flammen. An allen Punkten des Horizontes ziehen schwarze Schwaden, die der Wind breit zur Seite legt. Man sieht deutlich, trotz der Sonne, die durch den Dunst glüht, die roten springenden Feuer. Eben geht Tiergarten in Flammen auf. Es scheint die Folge der Arbeit unserer Haubitzbatterie zu sein. Rohenstein brennt, Prinowen brennt.

Längs der Ufer des Rehsauersees zu unseren Füßen jagt deutsche Artillerie nach vorn. Sie durchquert das breite Tal, und bald sieht man sie nördlich des Hügels hundertundfünfzig, des Fuchsberges, in Stellung gehen. Deutlich erkennt man die sechs feuernden Geschütze und sieht, wie die Munitionskolonnen hinter dem Hügel in Deckung gehen. Da liegen über dem grauen Pulvergewölk und den schwarzblauen Rauchschwaden helle, weiße kreisrunde Wölkchen. Eins, zwei, drei . . . man zählt deutlich acht weiße Wolkenscheiben, die scheinbar dicht vor unserer Artillerie fliegen. Die Wolken bekommen einen Augenblick — ein Wimperzucken dauert fast länger — einen schwarzen Rand an ihrer unteren Seite, dann sind sie verflogen. Russische Schrapnells, die vorläufig viel zu hoch und zu weit von der deutschen Batterie explodieren. Bald sind die Russen aber eingeschossen, und scheinbar über unsere Batterie flattern die weißen Fetzen, aus denen die Eisendusche niederrauscht. Jetzt feuern unsere Geschütze stärker. Der Himmel scheint in Brand zu stehen, der Horizont dehnt sich nach hinten, weil immer neue Dörfer aufflammen.

Durch das Fernglas sieht man schwarze Punkte, weit

ed by Google

voneinander entfernt, über die Felder sich vorwärts bewegen. Es ist die weitauseinander gezogene deutsche Infanterie, die scheinbar außerordentlich schnell vorrückt. Viel zu hoch über ihren Reihen zerplatzen unaufhörlich russische Schrapnells. Man hört von Norden Kleingewehrfeuer, das bald verstummt. Um ein Uhr fünfundvierzig hat das russische Schrapnellfeuer seinen Höhepunkt erreicht. Fünf Minuten vor zwei Uhr setzt eine Pause ein, die noch einmal kurz unterbrochen wird. Um zwei Uhr fünfzehn hört das russische Feuer auf. Die Unseren rücken vor und zwar ziemlich schnell. Es macht sich die Einwirkung unseres Flankenangriffs, weit hinter Lötzen herumgeführt, bemerkbar. Es ist nicht möglich, den Wert des gesehenen Kampfes abzuschätzen. Mit einer unbändigen Freude, die langsam wie Flut emporsteigt und das Herz schlagen läßt, stellt man nur fest, das die Unsrigen vorrücken. Das Resultat dieses Teilerfolges, sein Gewicht in der ganzen mächtigen Schlacht kann erst später abgewogen werden.

Wenn diese Zeilen gedruckt sind, hat der amtliche Draht schon das Endresultat verkündet. Während wir durch Kolonnenstaub, der wie starker Nebel die Sonne tatsächlich nicht durchschimmern läßt, in unser Quartier fahren, hat sich die Entscheidung, der wir zum Teil beiwohnen durften, schon vollzogen. Denn auch im Zentrum haben die Russen bei Nordenburg nachgeben müssen, und sie werden in völliger Flucht auf den Njemen zurückgehen.

Ostpreußen kann aufjubeln.

Der russische Rückzug und die russische Schande

Armee-Oberkommando Ost, 14. September.

Das deutsche Heer verfolgt die geschlagene russische Armee Rennenkampf mit allen Kräften, die Mann und Roß herzugeben vermögen. Unsere Infanterie ist in diesen Tagen fünfzig und sechzig Kilometer marschiert und hat sich am Abend ihre Quartiere erst mit dem Bajonett erobern müssen. Diese beispiellose Leistung unseres

Digitized by Google

Ostheeres wurde erreicht nach den Anstrengungen einer dreitägigen Schlacht, nach ungeheuren Märschen eine Woche vorher bei der Einkesselung der russischen Narew-Armee.

Wir fuhren gestern im Automobil fünfundsiebzig Kilometer bis fast zur russischen Grenze an unsern Truppen entlang.

Sie marschierten vorwärts, der starke Regen hatte die famosen Provinzstraßen in kleine Moräste verwandelt. Sie marschierten über und über bedeckt und beschmutzt, und sie sangen. Soldatenlieder. Und plötzlich fing eine Kompagnie an ‚Deutschland, Deutschland über alles'. Ich habe das Lied in den letzten Tagen, ehe ich von Berlin abreiste, in manchen Cafés singen hören, so daß ich meinte, ich würde es nie wieder gern hören können. Man sang es, wie man vorher ‚Puppchen' gesungen hatte, als patriotisches Modelied. Hier wurde es wieder frisch und hell, und die Thüringer und Hessen marschierten dazu in den sinkenden Abend. Man muß es in jedem Bericht wiederholen, man müßte jeden Tag zweimal schreiben: dieses Ostheer, aus allen Ecken zusammengerafft und zusammengekratzt, überanstrengt und zerschossen, ist herrlich, über alle Maßen herrlich. Die ostpreußischen Armeekorps, die seit Beginn des Feldzuges hier an bitterer und schwerer Arbeit sind, verdienen den heißesten Dank Deutschlands. In unsern deutschen Armeen in West und Ost tut sicherlich jeder seine Schuldigkeit, sie aber haben mehr geleistet als man annehmen durfte, daß selbst deutsche Soldaten zwingen könnten.

Nun ist Ostpreußen frei. Die Russen haben sich unserer Klammer rechtzeitig entzogen. Unsere Truppen, die durch die masurischen Seen gegen den südlichen russischen Flügel vorgingen, mußten stärkeren Widerstand überwinden, als man geglaubt hätte. Rennenkampf hatte das zweiundzwanzigste finnische Schützenkorps ihnen entgegengeworfen, das mußten unsere Korps erst forträumen. Dadurch gewann der nördliche russische Flügel Zeit, den Rückzug anzutreten. Er ließ seine kunstvoll gebauten Stellungen vor Gerdauen in Stich und marschierte ab. Neun Tage lang

Digitized by Google

hatte Rennenkampf alles auf den deutschen Angriff vorbereitet. Man konnte Artilleriestellungen sehen, die mit einer Sauberkeit gebaut waren, daß der alte Ruf der Russen als gute Defensivtruppe sich, was die Befestigung der Stellung anbelangt, durchaus bewährte. Die prächtigen alten Eschenalleen von Gerdauen nach Nordenburg hatte man kilometerlang niedergelegt, die Bäume auf die deutsche Anmarschseite gelegt und jeden Ast und jedes Ästchen säuberlich angespitzt. Infanterieschützengräben hatte man mit abgedeckten Laufgängen versehen. Es wurde nicht einmal der Versuch gemacht, die Position ernstlich zu halten. Wir haben den Russen aus Ostpreußen herausmarschiert mit einer so sicheren Überlegenheit der Strategie, daß der alte Haudegen Rennenkampf es nur noch versuchte, den Rückzug zu retten.

Dieser letzte Versuch, das russische Heer einigermaßen intakt über die Grenze zu bringen, ist infolge unserer beispiellosen Verfolgung auch so gut wie gescheitert. Die russische Armee Rennenkampf zieht sich nicht mehr zurück, sie läuft in heller Flucht und unsere Operationen gegen sie sind, da ich diese Zeilen schreibe, in vollem Gange.

Ostpreußen ist frei, es ist von Räubern und Mordgesindel befreit. In meinem letzten Bericht schrieb ich, daß so viel bewiesen sei, daß kaum noch etwas übrig bleibt. Es steht fest, daß es kaum eine Gemeinheit gibt, die die russischen Soldaten in Ostpreußen nicht begangen haben. Ich konnte mich durch den Augenschein von Tatsachen überzeugen, die der Europäer schlechthin für unmöglich hält. So weit man von der Landstraße aus das flache Land überblicken kann, ragen die Brandruinen der Bauern- und Gutsgehöfte. Nur die größeren Städte sind verschont geblieben. Das kleine Nordenburg (dreitausend Einwohner), in dem wir übernachteten, haben die Soldaten des Kaisers aller Reußen in einem Zustand hinterlassen wie ihn niemand glauben, niemand sich vorstellen kann. Krieg ist Krieg, und daß Ausschreitungen vorkommen, ist traurig, aber verständlich, hier aber handelt es sich nicht um Ausschreitungen, son-

dern um das planmäßige Vernichten eines blühenden Landes durch Banditen und Mordbrenner. Haus bei Haus ist vom Giebel bis zum Keller ausgeraubt und beschmutzt worden in einer solch viehischen Weise, daß man meinen sollte, in diesen Kaufmannsläden, Apotheken, Gemischtwarenhandlungen, Bürgerhäusern, hätten die Schweine herdenweise gehaust. Es sei dabei betont, daß jeder Ausdruck hier nicht Schimpfwort ist, sondern die einzige Bezeichnung, die unsere Sprache für solches Geschehen hat. Um das russische Verhalten richtig zu beschreiben, müßte unsere reiche deutsche Sprache neue Worte erfinden, unser Vorrat reicht nicht aus, diese Gemeinheit und diese Bestialitäten zu bezeichnen.

Im deutschen Suwalki

Armee-Oberkommando Ost, den 25. September.

Die deutsche Offensive gegen die Linie Kowno-Grodno hat seit einigen Tagen eingesetzt. Die Gruppierung der geschlagenen russischen Armeen in dem Raum von Kowno-Grodno-Bialistock dürfte inzwischen erfolgt sein. Ob die Armee Rennenkampf vor drei Wochen überhaupt operationsfähig ist, hängt von dem Munitionsnachschub der Russen ab. Vermutlich werden die Depots ziemlich weit rückwärts liegen.

Das erste russische Armeekorps hat sich wahrscheinlich bei Kowno gesammelt. Das dritte Korps zwischen Grodno und Kowno, um den Übergang über den Njemen zu decken. Hier dürften auch stärkere Reserven herangezogen sein. Olita dürfte durch das vierte, der Abschnitt Olita-Grodno durch das zweite Korps gedeckt werden. Erhebliche russische Kräfte, anderthalb Armeekorps, das zweiundzwanzigste Finnische und Teile des Kaukasischen mit reichlicher Kavallerie stehen bei Grodno; in der modern ausgebauten Festung Ossowjetz (Ossowice) werden das dritte sibirische Korps, das bei Lyk geschlagen wurde und eine Reservedivision anzunehmen sein.

Die deutscherseits eingeleitete Beschießung von Ossowjetz wurde bereits als bevorstehend gemeldet, die weiteren

Einzelheiten des deutschen Offensiv-Stoßes sind natürlich noch nicht zur Veröffentlichung reif.

Inzwischen ist das Gouvernement Suwalki, das Aufmarschgelände für die deutschen Truppen, seit über einer Woche in deutscher Verwaltung.

*

Vor ein paar Tagen fuhren wir durch die nördlichen Teile des Gouvernements nach Wilkowiszky, dem historischen Ort, von wo Napoleon die Proklamation an seine Armee erließ, in der er den Beginn eines ‚zweiten polnischen Krieges' ankündigte. Gestern besuchten wir Suwalki, die Gouvernementshauptstadt. Hinweg: Von der Grenze bei Prosken über Grajewo, Augustowo. Rückweg: über Marggrabowa nach Lyck.

Den gleichen Eindruck, den ich von der letzten Fahrt nach dem eroberten Gebiet mitbrachte, trug ich auch diesmal nach Hause. Auf der deutschen Seite der Grenze ist planmäßig verwüstet worden, auf der russischen Seite hat man keinen Stein angerührt. Genau so wie Schirwindt völlig zerstört ist und der nächste russische Ort völlig unberührt blieb, so ist Prosken eine Trümmerstätte, die (nicht vom Granatfeuer) von Grund aus vernichtet ist, während Grajewo kaum Spuren des Krieges zeigt.

Wir sind dann Meilen und Meilen durch das Land gefahren, nirgends eine Brandstätte, selbst Augustowo, wo ein Kampf stattfand, hat nicht gelitten. Wenn es noch irgend eines Beweises bedurft hätte, daß die Verwüstung Ostpreußens nicht die traurige, aber selbstverständliche Folge des Krieges, sondern das Opfer einer verbrecherischen, völkerrechtswidrigen Kriegführung durch die Russen sei, so ist dieser Beweis, wie man nicht oft genug wiederholen kann, völlig erbracht.

Ganze Strecken des Gouvernements Suwalki, das sich hier in seinem südlichen Teil ganz anders zeigt als im Norden, bieten den freundlichen Anblick etwa einer thüringischen Landschaft im Frühherbst. Tannenwälder, die von guter Forstwirtschaft zeugen, mit einzelnen Felsstückchen, kleine tiefblaue Seen und gut gepflegte Straßen. Altweibersom-

Digitized by Google

mer, der die Stoppelfelder wie mit silbernen Netzen überspinnt, flimmert durch die Luft.

In den Ortschaften ist freilich jede, aber jede Erinnerung an deutsche Bilder gelöscht. Die Frauen halten das schwere Kopftuch beim Gehen über die Straße mit gebogenem Arm über Kinn und Mund, die Ladentür ist Schaufenster, die Straße Versammlungsort. Der Osten ist unverkennbar. Die klugen schwarzen und braunen Augen der jüdischen Bevölkerung sind voll Unterwürfigkeit. An den Kramläden, die meist kaum für fünfzig Rubel Ware enthalten, steht groß mit Kreide: „Jüdisches Geschäft". Das soll heißen: ein freundliches Geschäft.

Die Freundlichkeit ist demnach stark vorhanden, die Geschäftlichkeit auch. Ein Pfund russischer Bonbons, das vielleicht den Wert von dreißig, vierzig Kopeken hat, wird mit einer Mark fünfzig verkauft. Ebenso gezuckerte Orangeschalen. „Schmeckt wie Himmel," versicherte mir dafür aber die Verkäuferin.

Suwalki wird etwa zwanzigtausend Einwohner haben (ich habe die genauen Zahlen nicht zur Hand); eine deutsche Stadt von zehntausend Einwohnern macht aber einen viel städtischeren Eindruck. Eine lange breite Marktstraße mit kleinen Läden bildet den Mittelpunkt, dann kommen ausgedehnte Seitenstraßen mit Holzhäuschen, die oft noch an ungepflasterten Wegen liegen.

Zu Friedenszeiten soll die Stadt einen lebhaften Eindruck machen. Es liegen mehrere Regimenter dort, die schon für Amüsement sorgen werden. In den Schaukästen der Photographen sieht man dann auch mehr elegante und neckische Figuren, als sie eine kleine deutsche Stadt bieten würde. Selbst jetzt zur Zeit der deutschen Besetzung wiegt es mit Trippelschritten über die Hauptstraße. Darin sind uns die Russen unbedingt über. Kleine, vielleicht zwölfjährige, schwarzlockige Burschen sprechen einen auf der Straße an, um in diesen delikaten Angelegenheiten zu vermitteln. Man merkt, man hat wirklich die Grenze überschritten . . .

Das Gymnasium ist zum Hospital eingerichtet. An den Wänden hängen noch die instruktiven Bilder aus der Schulzeit; ein Tiroler Dorf mit allem, was dazu gehört, und ein

Bild der Stadt Moskau. Über die breiten und sauberen Gänge huschen die jungen Damen von Suwalki. Sie haben erst die Russen gepflegt und pflegen jetzt die Deutschen. Ein paar Pflegerinnen, mit denen ich sprach, — sie sprechen fast alle deutsch, — machten mir ganz den Eindruck, als ob sie diese Pflege gut leisten würden. Intelligente Jüdinnen, die das Gymnasium absolviert hatten und außerdem ziemlich viel Diplomatie gelernt hatten. Es ist ja wohl auch Bedingung für einen Juden in Polen, daß er das Talent entwickelt, so zu sprechen, daß jeder das Seinige aus den Worten lesen kann.

„Der Zar hat an alle Völkerschaften Rußlands Worte von Befreiung gerichtet. Man tut das öfter in Rußland, es ist sehr billig . . . Man wird uns von russischer Seite vorwerfen, daß wir zu freundlich zu den Deutschen gewesen seien. Man wirft uns immer vor . . ."

Es ist nicht das skrupellose Erfassen der Gelegenheit wie bei der einfachen jüdischen Bevölkerung, es ist die Diskussion über eine sehr alte Frage, die sich nicht in den Gängen eines Lazarettes löst.

Die deutschen Leichtverwundeten lagen auf ihrem sauberen Bette, und wenn es erlaubt war, rauchten sie die billigen und guten russischen Zigaretten. „Sie sind so freundlich und geduldig," sagten die Damen vom russischen Roten Kreuz.

Auf der Treppe zum Gouverneurhaus drängten sich die Notabeln von Suwalki. Der deutsche Gouverneur hatte sie zusammenrufen lassen, weil es erwiesen war, daß sich Spione in Suwalki herumtrieben. Man verlangte Unterschrift unter ein Dokument, das verpflichtete, sich jeder für die deutschen Operationen feindlichen Handlung zu enthalten. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Da erklärte der Bürgermeister, das könne er nicht, denn wenn russische Spione kämen und ihn über die Stärke der deutschen Truppen ausfragten, müsse er ihnen doch Auskunft geben. Eigentlich eine Unverschämtheit. Natürlich wurde der Bürgermeister sofort verhaftet.

Aufgeregt gingen die anderen aus dem Zimmer, sie fingen scheinbar jetzt erst an, zu begreifen, daß sie unter

Digitized by Google

deutscher Herrschaft stünden. Übrigens schien einer der Stadtväter der Ansicht zu sein, daß der russische Bürgermeister ein ausgemachter Esel wäre, von solchen Dingen zu sprechen.

Die Gruppe trat wieder auf die Straße, von allen Seiten richteten sich die neugierigen Augen auf die Vertreter der Stadt. An den Ecken bildeten sich kleine Parlamente, die noch lebhaft zur Tagesfrage Stellung nahmen. Da ich mehrere deutsche Soldaten sich mit ihnen verständigen sah, nahm ich an, daß die deutsche Auffassung den guten Bewohnern von Suwalki klar geworden ist.

Ein Besuch bei der Landwehr

Armee-Oberkommando Ost, den 26. September.

Nach der Schlacht bei Tannenberg trafen wir die Landwehr zum ersten Mal. Hohenstein brannte; die glühenden Giebel der zerborstenen Häuser drohten auf die Straße zu stürzen. In dem glimmenden Schutt lagen Russenleichen verkohlt und noch schwelend. Wir standen bei einer kleinen weißen Bank, die eine Anlage am Ende des Städtchens ehemals geziert hatte. Da trafen wir die Landwehr. Sie war schon im Weiterrücken. „Wir haben den Dreck hier nämlich gestürmt," sagte mir ein braver Sergeant, mit dem Daumen auf die flammende Stadt zeigend.

Damals habe ich von der famosen Haltung der Landwehr gesprochen, die fünf Geschütze im Sturmangriff nahm und die nach der blutigen Arbeit so frisch und fest war wie es die aktive Truppe nur immer sein könnte.

Nun besuchten wir die Landwehrdivision auf russischem Boden. Exzellenz hatte die Freundlichkeit, uns zu empfangen.

Man hat gewisse Vorstellungen von einem alten General, der die Landwehr führt und so führt, daß sie wie eine aktive Division verwandt werden kann. Meistens pflegen Wirklichkeit und Ideen nachher nicht recht zusammen zu stimmen; in diesem Fall gingen sie bis ins Kleinste zusammen. Von dem festen Gesicht mit den lebendigen, scharfen, blauen Augen bis zu dem schweren Stock in der rechten Hand, um

Digitized by Google

die nicht mehr recht mitwollenden Gehwerkzeuge zu unterstützen, fehlte kein Zug, den man als dazu gehörig sich vorstellt.

„Das ist ordentlich, daß Sie einmal die Landwehr besuchen," meinte Exzellenz. „Die Leute verdienen es, daß man von ihnen spricht. Jetzt vier Tage hier im Biwak unter Alarm, ab und zu russische Granaten. Verflucht kalte Nächte. Na und Hohenstein . . ."

„Wir waren dort, Exzellenz."

„Na ja, wir haben fünf Geschütze genommen. Es war doch nicht unsere Schuld, daß es nicht achte waren. Weiß Gott, die Kerls hätten sie auch in einem miterobert . . ."

Das Gespräch kam auf das Gefecht bei Lyck am 10. und 11. September.

Die Landwehr sicherte den äußersten rechten Flügel. Sie war zwei Tage lang bis sechzig Kilometer marschiert, in Lyck sollte sie Ruhetag haben. Es kamen Meldungen über anrückende russische Kräfte von Prosken. Man glaubte zunächst nicht daran, und die Kavallerie war ziemlich kaputt, sie konnte nicht viel aufklären. Am zehnten rückten russische Truppen, das sibirische Korps, über die Höhen.

Am 11. früh drangen sieben Kompagnien Landwehr durch ein kleines Wäldchen vor Lyck und nahmen Richtung auf die Hügel vor ihnen, die von unserer Artillerie befeuert worden waren. Das übliche Bild: die Russen winkten mit den von weitem weißen Taschentüchern. Da stürmten die Kompagnien. Sie waren auch ziemlich begierig, welche von den Sibiriaken zu fangen. Die Gesellschaft hat wunderschöne hohe weiße Pelzmützen. Das war etwas ganz Neues! Also los! ‚Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, den ganzen Tag Kartoffelsupp . . .'

Kurz vor den Höhen, aus ein paar Büschen, die auf den Stoppelfeldern standen, fingen plötzlich vier russische Maschinengewehre an zu knattern. Es ging wie mit Bleiduschen über die stürmende Landwehr. Man mußte zurück, die Russen stießen vor. Im Schritt fuhr die deutsche Reservebatterie in eine neue Aufnahmestellung.

In Lyck an der Seenge steht ein hübsches weißes Haus; dort hielt Exzellenz Goltz. Die schweren Fünfzehnzentimeter-

Digitized by Google

Haubitzen arbeiteten, und ein paar Schritt weiter promenierten die Lyckerinnen. „Die Sache stand etwas brenzlich," meinte der General, „aber man mußte doch ein freundliches Gesicht machen."

Inzwischen waren Kräfte von der anderen Brigade herangerufen worden. Nach der Festung Lötzen hatte man um Hilfe telephoniert. Als der Offizier am Sprecher anfing, den Befehl zu wiederholen, gab es einen hohen Ton im Apparat, der dann schwieg. Die Russen hatten die Leitung zerstört. Man wußte nicht, ob der Befehl richtig verstanden war, ob nicht. Eine eklige Spannung.

Man hatte richtig verstanden in Lötzen. Mit außerordentlicher Umsicht und Energie verlud man, was eben möglich war zu verladen. Um fünf Uhr, als die Sache anfing, verdammt kritisch zu werden, pfiff die erste Lokomotive in der Flanke, fast im Rücken der Russen. Es war ein regenschwerer Tag, man konnte nicht weit sehen. Der scharfe Pfiff flog wie mit Raubvogelschwingen über die Hügel.

Die Russen stutzten.

Sie waren fast eineinhalb Korps stark, aber sie dachten nicht mehr daran, bei Lyck durchzustoßen, sie dachten wie immer nur an den Augenblick. Die Kavallerie jagte in Karriere voran und im Laufschritt die Infanterie hinterdrein; bis Prosken. Am andern Morgen, als die Landwehr meinte, jetzt beginnt der Tanz, waren die Russen nicht mehr da. Im Grunde waren sie tatsächlich vor dem Pfiff einer Lokomotive fortgelaufen.

Natürlich keineswegs in der Ausführlichkeit wie hier wurde das Landwehrgefecht in Lyck besprochen. „Ja, und nun liegen die Leute hier in dem russischen Dreck. Puppenlustig dabei. Seit vier Wochen haben sie keine Nachricht von zu Hause. Gott, und Landwehrleute sind ja keine Jünglinge mehr! Familienväter. Sehr viel Hamburger. Sie haben nicht mal mehr Zigarren!"

Es ist aus mit Pfordte aus Hamburg, aber warmes Zeug und Zigarren sollten für unsere herrliche, unnachahmliche Landwehr da sein. Bitte Hamburg und Berlin, und ihr andern alle — namentlich Hamburgs Söhne sind ja hier —

Digitized by Google

schickt mal der Landwehrdivision ordentlich Strümpfe, Rauchzeug und ein paar nette Dinge. Es muß doch eine helle Freude sein, der Landwehr etwas schicken zu dürfen. Vielleicht kann bei der Gelegenheit der Feldpost etwas Dampf gemacht werden. Woran es liegt, weiß ich nicht, aber sie funktioniert überhaupt nicht!

Exzellenz verabschiedete sich: „Also sorgen Sie für die Landwehr. Wir haben's verdient." Wer die Landwehr gesehen hat, weiß, daß sie Sorgfalt und Ruhm verdient hat, sie macht das Herz hell, diese deutsche Landwehr.

Zwischen den Operationen

Armee-Oberkommando Ost, den 3. Oktober.

Heute nachmittag vertrieb starker Wind die letzten Wolken. Die Pfützen auf den Landstraßen und das Wasser in den Wagenspuren bekam gegen Abend einen harten Glanz. Die Nacht wird kalt und unfreundlich werden.

Unsere Truppen haben unter dem achttägigen Regen bei kühler Temperatur sehr gelitten. Es ist die höchste Zeit, daß die angezeigte Winterwäsche eintrifft. Bei den gefangenen russischen Soldaten aus sibirischen Korps sah ich schon die sehr gute und warme Wintergarnitur mit den praktischen Pelzmützen, die über Kopf und Nacken gezogen werden können.

Bei einem meiner letzten Berichte (ob sie ankommen, weiß die Feldpost, wir Berichterstatter haben die trübste Erfahrung gemacht) führte ich aus, daß die Neuordnung der geschlagenen russischen Armee von der Möglichkeit des Munitionsnachschubes und anderen Dingen, die nicht leicht zu beurteilen wären, abhingen. Wie es scheint, hat sich die russische Armee verhältnismäßig recht schnell gefestigt und will unserer Offensive eine Gegenoffensive gegenüberstellen. Jedenfalls findet von der Linie Kowno-Grodno stärkere russische Bewegung statt, die schon zu größeren Gefechten geführt hat.

Die außerordentliche Witterungsungunst erschwerte außerdem unsere Operationen, wenngleich unsere Artillerie

Digitized by Google

auf schlechten Wegen mit ihren Pferden Erstaunliches leistete.

Die Schwierigkeiten des Feldzuges gegen Rußland sind so unverkennbar, daß es nicht nötig ist, besonders auf sie hinzuweisen. Wer die unerhörte Ausdauer und Zähigkeit unserer Truppen hier gesehen hat, wird gewiß sein, daß diese Schwierigkeiten überwunden werden.

Der schwere Ernst des Feldzuges beginnt sich immer stärker im Westen und natürlich in ebenso erheblichem Maße im Osten zu zeigen. Es wird nicht möglich sein, wie kindliche Gemüter hoffen, jeden Morgen von neuen Siegen zu berichten, aber es wird unbedingt möglich und sicher sein, die vom Generalstab vorgenommenen Aufgaben durchzuführen. Wir müssen hier im Osten mit unseren Kräften sorgsam das nötige tun, mit dem Wissen, daß jede Kraftvergeudung sich gerade hier besonders bitter rächt.

Der russische Gegner wird trotz Tannenberg und der Schlacht an den Masurischen Seen nicht zu unterschätzen sein. Er besitzt eine fabelhafte Kraft der Reorganisation, die er seit Plewna gezeigt hat. Gefangene, vornehmlich aus sibirischen und finnischen Regimentern, die ich gestern und heute sah, machten mir trotz der Niederlagen, der Märsche und der angreifenden Witterung einen besseren Eindruck als die Tausende, die nach den beiden Schlachten bei uns vorüberzogen. Sicherlich, die russische Armee hat durch die Ausschreitungen in Ostpreußen ihr Gefüge ebenso gelockert wie durch die Niederlagen, aber man scheint die Ausschreitungen an gewissen Stellen ebenso heftig wie die militärischen Mißerfolge zu empfinden.

Viele Regimenter der russischen Armeen sind jedenfalls für einen Feldzug im späteren Herbst und im Winter außerordentlich gut geeignet, und was uns an Gewohnheit mangelt, müssen wir durch die Güte und Regelmäßigkeit unseres Etappenwesens ausgleichen. Kein Mensch, der die uhrmäßige Pünktlichkeit in diesen Dingen bei der deutschen Armee beobachtet hat, wird zweifeln, daß hier jede erdenkliche Erleichterung für den schwierigen Teil des Feldzuges an der Ostfront geschaffen wird. Schließlich auch in den — nicht nebensächlichen — liebenswürdigen und leichten

Digitized by Google

Dingen, die man unter ‚Liebesgaben' zusammenfaßt. Der Bitte von Exzellenz Hindenburg wird man ja mit der Freude, Bitten von Truppen im Felde erfüllen zu dürfen, nachkommen.

Ja, man kann nur immer wiederholen, die Feldpost muß gut arbeiten, und die Truppe im Felde muß in ihren ungeheuren Leistungen und Entbehrungen auch kleine Freundlichkeiten fühlen. Wir haben das Müssen auf sehr vielen Gebieten mit Selbstverständlichkeit gelernt; es wird auch hier Wandel werden, weil er geschaffen werden muß.

Bilder und Episoden

Armee-Oberkommando Ost, den 4. Oktober.

Die Soldatenstadt

Um die Mittagsstunde geht der gebliebene Polizeimann der kleinen Stadt auf den Marktplatz und verkündet, daß Räumungszüge bereit gestellt seien. Seine heisere Glocke schrillt durch die Stille. Aus allen Türen drängen sich Gestalten, die sofort wieder verschwinden, um die paar Habseligkeiten zu packen. Die Läden werden geschlossen. Innerhalb von ein paar Minuten ist kaum ein Geschäft in dem ganzen Städtchen noch geöffnet. In einer Viertelstunde sind die ersten Flüchtlinge an der Bahn, bald geht ein kleiner Heereszug auf dem breiten Weg; Karren, Kinderwagen, alles was Räder hat, wird zum Fortschaffen benutzt, übrigens, um genau zu sein, auch Schlitten, richtige kleine Rodelschlitten in größerer Anzahl.

Um sechs Uhr sieht man fast keinen Zivilisten mehr auf den Straßen. Auf dem Marktplatz brennen flackrichte Biwakfeuer. Die Funken tanzen unter den mächtigen Lindenbäumen, schwere Schatten fliegen über die Häuserfronten, als ob unsichtbare Hände ungeheure Geschichten auf die Giebel und Mauern zeichneten in einer Sprache, die keiner versteht.

Wenn man in die Nebenstraßen geht und das Ohr

Digitized by Google

anstrengt, kann man ganz leicht einen Ton hören wie fernen Donner.

Fuhrparkkolonnen rattern über das Pflaster und stellen sich auf dem Platz zusammen. Die Pferde stampfen und schnauben.

Autos werden angeworfen und fahren in die Nacht hinaus, ihre Lichter blinken hell in der lastenden Dunkelheit.

Infanterie marschiert in Kompagnien durch die Straßen. Sie haben eine Stunde Rast. Die Wohnungen sind leer. Es ist niemand da, der einen Schluck heißen Kaffee geben könnte. So suchen die Musketiere selber das Nötige in aller Eile. Es geht nicht immer sänftiglich dabei zu, sicher, aber mir scheint, daß es besser ist, wenn ein Landwehrmann eine Tasse warmen Kaffee bekommt und dabei die eine oder die andere Tasse zerbricht, als wenn die Tasse ganz, aber der Kaffee ungetrunken bliebe.

Am nächsten Morgen stehen eroberte Geschütze auf dem Marktplatz, Gefangene mit hohen russischen Mützen und kleine geschundene Kosakenpferde. Mannschaften, die aus dem Gefecht kommen, erzählen, wie leicht die Schlacht die Stadt hätte erreichen können.

Es ist jetzt von den Bürgern niemand mehr zu sehen. Die Stadt ist Soldatenstadt geworden . . .

Vom freiwilligen Automobilkorps

Im Frieden hat man sich nach nicht guter, aber feststehender deutscher Sitte ein wenig mokiert. Da bekommen die Herren Offiziersrang. Warum? Ihrer schönen Wagen, also im Grund ihres Geldes wegen. Es wäre außerordentlich lächerlich, solchen Gedankengängen jetzt zu folgen. Es würde auch niemand mehr solche Voraussetzungen überhaupt zugeben.

Das freiwillige Automobilkorps hat sich nach dem, was ich hören und erfahren konnte, glänzend bewährt. Das ist ein zusammenfassendes Urteil, das keineswegs nur durch die persönlichen Berührungen mit den liebenswürdigen und stets fahrtbereiten Herren entstanden ist. Es ist trotz der guten und angenehmen Stunden, die gemeinsam waren, so-

Digitized by Google

weit objektiv, als überhaupt Objektivität in solchen Dingen vorhanden sein kann.

Wir sind im Auto Wege gefahren, die verzweifelte Ähnlichkeit mit ausgewachsenen Morästen hatten, wir sind durch Furten gegangen, daß das Wasser fast den Motor unbrauchbar machte, wir haben den Wagen — alle Mann schieben! — Bahnböschungen hinaufbekommen, die jeder erfahrene Automobilist als uneinnehmbar bezeichnet hätte — vor dem Kriege natürlich.

Bei Fahrten, bei denen Wichtigeres und Militärisches auf dem Spiele stand, ist ein Auto zwanzig Kilometer auf den Felgen gefahren. Es war nachher einigermaßen hin, aber die Meldung, auf die es ankam, konnte gemacht werden. Ein Auto sah vorn beim Motorkasten einem Sieb nicht mehr unähnlich, aber es lief noch. Es ist, als ob selbst die tote Maschine von dem ungeheuren Willen unserer Armee etwas mitbekommen hätte. Sie leistet ‚Übermaschinelles', weil sie es leisten muß. Der Offizier-Führer sagt: es geht — und es geht. Es kommt eben auch beim Auto nicht nur auf Reifen, Benzin und Wagen an, sondern auf den, der von der Maschine den restlosen Gebrauch macht.

Wie die Russen kamen und gingen

Die Erzählungen sind vielfältig von dem Erscheinen der Russen. Sie sind meist ‚gefärbt'. Die Furcht ist ein schlechter Beobachter. Eine augenscheinlich wenig gefärbte Geschichte:

In Lyck standen ein paar Einwohner vor einem kleinen Café, das Gesicht von dem naheliegenden Bahnhof abgekehrt. Es war gegen Abend und trübes Wetter. Am Vormittag waren noch deutsche Truppen dagewesen. Ein höherer Beamter, der in der Stadt geblieben war, sprach beruhigend zu den Leuten: „Ihr Angsthasen, wenn die Russen kämen, würden doch nicht deutsche Soldaten in solcher großen Menge ankommen!" Und er zeigte mit dem Daumen halb über den Rücken nach dem Bahnhof, wo sich eben Militär zu Kompagnien ordnete.

Die Besitzerin der Konditorei wendet den Blick. Sie

Digitized by Google

erkennt die Russen. Sie ist eine ziemlich resolute Frau. Doch sie kann nicht antworten. Der Mann vor ihr sieht ihr in die Augen. Es ist eine Weile still, fast eine Minute lang. Dann klingt ein Schritt, ein russischer Offizier legt die Hand an die Mütze und sagt in gutem Deutsch: „Sie verzeihen, wo ist das Rathaus?“

Wie die Russen gingen, ist für den einzelnen beinahe noch mehr Erlebnis gewesen als das Kommen. Wir sind ja meist so eingerichtet, daß freudige Augenblicke stärker in unserem Gefühl haften als traurige. Übereinstimmend in allen Erzählungen ist der Hinweis, daß die russischen Soldaten und auch die Offiziere kurz vor dem Fortgehen anmaßender und rücksichtsloser auftraten als vorher. Selbst Städte, die gewissermaßen von den Russen aus irgendwelchen Gründen verhätschelt wurden, wie Insterburg, hatten in den letzten Stunden der Russenherrschaft das Peinlichste zu leiden. Ich will hier augenblicklich nur von den vielen Geschichten, die schließlich doch ein typisches Bild geben, eine kleine wiedergeben, die so gut in der Beobachtung ist, daß sie wahr sein muß.

Ein alter Gutsinspektor außer Dienst wohnte mit seiner Frau, einem siebzigjährigen, gebrechlichen Wesen, in einem Grenzort. Man hatte die Russenplage schon vierzehn Tage ertragen, da kam ein deutscher Flieger über den Ort. Die Frau sprang zur Tür und sah, wie die russischen Soldaten anlegten. Sie trafen natürlich nicht. Eben wollte der alte Mann die Frau zurückreißen, da schrie ein Soldat: „Das alte Vieh ist an dem Unglück schuld,“ und erschoß die Greisin. Der Mann begrub die Gefährtin, mit der er goldene Hochzeit gefeiert hatte. Dann schloß er sich in den Keller ein, er konnte keine russischen Soldaten mehr sehen. Ein paar Lebensmittel nahm er mit.

Aus der Luke sah er einen kleinen Ausschnitt der Welt. Immer häufiger marschierten Soldaten vorbei in der umgekehrten Richtung wie im Anfang. Ganze Bataillone. Er sah die braunen Hosen und den Spaten an der Seite. Plötzlich erblickte er Seitengewehre.

„Da habe ich geweint,“ sagte der alte Mann, „denn nun wußte ich, daß die Preußen da wären.“

Digitized by Google

Der ruſſiſche Stabskapitän Brandt

Auf den Fahrten über Land, an Wegen, auf verlaſſenen Gehöften findet man mancherlei Dinge, die nicht wichtig ſind, Papiere, die kaum militäriſchen Wert haben, die aber Geſchichten und Anekdoten erzählen in ſehr lakoniſcher und eindrucksvoller Art.

Nicht weit von der Stelle, von der man vor einiger Zeit einen ruſſiſchen Flugzeugpark zuſammengeſchoſſen hatte, fand ich die Akten des ruſſiſchen Stabskapitäns Brandt. Sie geben keine Enthüllungen, ſie haben aber ein ſo echt ruſſiſches Geſicht, daß ich von ihnen erzählen möchte.

Alſo, der Kapitän Brandt ſtand bei den ſchweren Haubitzen in Wladiwoſtock. Er bildete ſich, vermutlich 1907, zum Flieger aus und kam dann zum zweiundzwanzigſten Armeekorps (Finnland). Jedenfalls hatte er dort 1908 Zeiß-Feldſtecher für die Fliegerabteilung zu beſorgen. Er tat das auch ſo gründlich, daß ſich bei einer Prüfung 1909 herausſtellte, daß er entweder ein Glas zu viel angerechnet oder eins zu wenig bekommen hätte. Gegen dieſe Nachrechnung ſetzte ſich der brave Kapitän energiſch zur Wehr und erklärte ſchließlich, er könnte doch nicht mehr tun, als das fehlende Glas aus eigener Taſche zu bezahlen. Gleichzeitig verwahrte er ſich aber energiſch dagegen, daß er es mit dem Preis, den ſeine Offiziere dafür hätten geben müſſen, in Anrechnung bekäme. Denn die hätten zu dem Fabrikpreis zehn Prozent zuzahlen müſſen für die Kaſſe der Mannſchaftsküche. Man könne deshalb nicht von ihm verlangen, daß er ſiebenundfünfzig ganze Rubel erſetzen ſolle.

Antwort des Regiments: Er habe die ſiebenundfünfzig Rubel einfach zu bezahlen. Überhaupt, er ſolle zufrieden ſein, daß die Sache endlich erledigt würde. Stabskapitän Brandt kommt darauf Anno 1911 darum ein, daß ihm die ſiebenundfünfzig Rubel vom Gehalt abgezogen würden.

Als das Jahr 1914 herannahte und die Kriegsgefahr akut wurde, wollte der Stabskapitän einen beſonders tüchtigen Burſchen haben und machte eine Eingabe an das Regiment. Eigenhändiger Vermerk des Oberſten auf dem offiziellen Geſuch: „Der Stabskapitän Brandt ſoll lieber

Digitized by Google

endlich die siebenundfünfzig Rubel zahlen, die er dem Regiment noch immer schuldig ist, anstatt sich um Burschenangelegenheiten zu kümmern. Abgelehnt."

Auf der Rückseite findet sich aber ein Vermerk des Adjutanten, daß der Bursche designiert sei.

Ich fürchte, ich fürchte, mein russischer Namenvetter ist in den Krieg gezogen, ohne die siebenundfünfzig Rubel für das ‚unterzählige' Zeißglas bezahlt zu haben.

Man gebe mir zu, daß dieser kleine Aktenfund echt russisches Gepräge hat.

Aus russischen Kasernen

Armee-Oberkommando Ost, den 5. Oktober.

Vor mir liegt die russische Karte der Provinz Ost- und Westpreußen und Pommerns, die ich aus der Kaserne der dritten Ulanen in Wilkowiszky mitnahm. Ich habe die Karte, auf der sich die Offiziere des Ulanenregiments im Kriegsspiel versucht hatten, schon einmal beschrieben. Aber die Feldpost wollte es anders, und der Bericht vermehrte die Prozentzahl der Briefe, die ihn nicht erreichten. Dabei war das Kriegsspiel der Russen außerordentlich niedlich. Eine feine Bleistiftlinie zeigte hübsch die Grenze an, die man den Deutschen lassen wollte. Wir behielten danach sogar ein Stückchen Westpreußen. Auf Königsberg flatterte das blau-weiße Regimentsfähnchen und etwas südlich von Stettin war der Weg nach Berlin markiert. Mir fiel die Bescheidenheit der Grenzregulierung auf, das war gar nicht slawisch, und es stellte sich dann auch heraus, daß das Offizierskorps besonders viel deutsche Namen aufwies. Der Oberst, der das Regiment führt, heißt von Krusenstern, der Divisionär Bellegarde (trotz des französischen Namens sich deutsch gebend), der Brigadier hat den gut deutschen Namen von Tornau und die dritten Dragoner derselben Division befehligte Oberst Walter von Rosenthal. Der Brigadier der zweiten Brigade ist Baron Meidel. Das typische Bild, daß gerade bei der russischen Kavallerie die höheren Kommandostellen von Deutsch-Russen ausgefüllt werden (beim

Digitized by Google

flüchtigen Blick findet man noch einen von Sander, von der Ropp und einen Deutsch als Oberst eines Donschen Kosakenregiments), zeigt sich bei der dritten Division ganz besonders.

Die Kaserne machte denn auch einen recht guten Eindruck. Sehr breite und saubere Treppenaufgänge, weiß und blau getüncht, hübsche, geschmackvolle Kasinoräume, die gut, aber nicht überladen ausgestattet waren.

Die Offiziersbibliothek zeigte allerdings nur russische und französische Werke, doch schien die Fachliteratur einigermaßen benutzt zu sein. Die Regimentsgeschichte ist mit prächtigen Kupfern ausgestattet. Einen merkwürdigen Eindruck machten die vielen historischen Bilder, die Verbrüderungsszenen zwischen deutschen und russischen Kavalleristen aus den Befreiungskriegen darstellten. Eine Paradeuniform mit goldbesetzter Ulanka und dem hohen Tschapka schmückte den kleinen rot-goldenen Salon, der als Vorzimmer zu dem Eßsaal diente. Trotzdem Hunderte von deutschen Soldaten ohne Aufsicht in den Räumen gewesen waren, fehlte nicht einer der echt goldenen Knöpfe. Es ist eigentlich überflüssig, das festzustellen; aber ich hätte einmal die Uniform sehen mögen, wenn sie russische Soldaten in einer deutschen Kaserne gefunden hätten. Zum Knöpfen hätte sie sich dann kaum mehr geeignet.

Die Küche sah im Gegensatz zu den übrigen Räumen sehr schmutzig aus. Das Geschirr war allerdings zum größten Teil zerbrochen, der kostbare Rest war noch mit ein paar Bratenschnitten und sehr gutem Kirschenkompott gefüllt. Der Aufbruch muß ziemlich eilig gewesen sein.

Die Mannschaftsräume waren hell und sauber. Die kleine Wohnung, zwei Stuben und Küche, eines Subaltern-Offiziers machte, trotzdem der Krieg seine Spuren zeigte, einen freundlichen Eindruck. Die Pferdeställe waren groß und praktisch.

In Suwalki, das auch im Frieden ganz voll Militär steckt, sah ich dann eine ganze kleine Soldatenstadt vor der eigentlichen Stadt Suwalki. Große langgestreckte Häuser für die Mannschaften, mächtige Stallgebäude, und Hunderte von kleinen Blockhäuschen als Offizierswohnungen und

Digitized by Google

Büros. Die orthodoxe Kirche mit dem doppelten Kreuz stand in der Mitte. Die Vorhalle lichtgrün und weiß.

Die Kirche fehlt fast nie, selbst bei ein paar schlechten Kasernen der Grenzwachen sah ich das orthodoxe Gotteshaus; hier hingen die Glocken aber in einem elenden Holzturm neben der Kirche.

Die Mannschaftsräume in Suwalki machten einen schlechteren Eindruck; von den andern Häusern, die zum Teil schon deutschen Zwecken dienten, läßt sich die ursprüngliche Einrichtung schwer feststellen.

Auf jeden Fall scheint der russische Soldat gut untergebracht zu sein, nach den Worten der Gefangenen ist auch die Verpflegung gut. General Rennenkampf ließ sich jeden Tag einen Teller Kohlsuppe aus der Mannschaftsküche auf sein Zimmer bringen, wenigstens jetzt im Kriege. Ob er die richtige unvermischte Kohlsuppe bekommen hat, ist schwer zu sagen. Aber die Verpflegung scheint nichts zu wünschen übrig zu lassen. Vorläufig wenigstens.

Die russischen Militärkonserven, die ich probieren konnte — Rindfleisch und Schweinebraten —, waren ausgezeichnet. Nur das russische Brot schien mir nach meinem deutschen Geschmack unter jedem Hund, aber das ist vielleicht Geschmackssache. Die Verkäuferin in Suwalki hatte mir auch versichert, daß ihre Bonbons ‚wie Himmel' schmeckten, und ich muß auf das bestimmteste versichern, daß sie genau wie Hölle, nämlich nach Pech und Schwefel schmeckten.

Freilich sind die Musterkasernen von Suwalki und die des reichen und vornehmen Ulanenregiments keineswegs überall das ‚Muster'. Ein paar Kanoniere aus dem sibirischen Korps, die ich heute in der Kaserne der kleinen ostpreußischen Stadt, die uns Quartier gibt, sah, schienen sich über ihren Aufenthaltsort außerordentlich zu freuen. Sie waren — auch im Frieden — sehr viel Schlechteres gewöhnt. Übrigens hatten sie deutschen Soldaten Leben und Freiheit gerettet. Sie zeigten einen Zettel vor, auf dem ein deutscher Offizierstellvertreter mit Namensunterschrift um freundliche Behandlung für die Leute bat, „da sie sieben deutschen Soldaten die Freiheit, auf jeden Fall das Leben gerettet hätten." Die braven Russen hatten einfach den ge-

Digitized by Google

fangenen Deutschen den Vorschlag gemacht, die Rollen zu vertauschen und sie als Gefangene mit nach Deutschland zu nehmen! Dabei hatte einer der Leute schon den mandschurischen Feldzug mitgemacht. Sie wurden dann auch von den übrigen getrennt und entsprechend einlogiert. Sie lachten über die breiten gutmütigen Bauerngesichter, als sie uns sahen.

Das steht aber schließlich in einem andern Zusammenhang. Es läßt sich später ein ordentliches System aufstellen über den russischen Soldaten vor der Gefangennahme und danach. Allerdings gehören zur richtigen Beurteilung Erfahrungen, die ich noch nicht habe, die ich aber im Laufe des Feldzuges ausgiebig zu machen hoffe. Denn das russische Heer ist so vielgestaltig, wie die Völkerschaften, die unter dem Szepter des weißen Zaren stehen, und es gibt immerhin noch eine ganze Anzahl von typischen Vertretern, die wir nicht unter unsere Gefangenen zählen. Hoffentlich aber ist die reiche Sammlung bald noch reicher und vollzählig.

In Rominten

Armee-Oberkommando Ost, den 6. Oktober.

Wenn der Regen eine kurze Zeit aussetzt, glüht der Laubwald in gelben und roten Farben. Die Ahornbäume auf dem Wege nach Groß-Rominten sind wie von einem Goldmantel bedeckt. Die Birkenallee, die von der Provinzstraße nach Gumbinnen zu der Station Rominten abbiegt, sieht aus, als ob sie voll blitzender Goldstücke hinge.

Die schwarzen Brandstätten in Rominten stehen in hartem Gegensatz zu dem Oktoberbildchen. Außer der Kirche und dem Bahnhof ist jedes Haus des Örtchens zerstört. Oft ist selbst die Grundmauer im Kellergeschoß zusammengestürzt; an ein paar Stellen ist einzig der schöne grünlasierte Kachelofen stehen geblieben, er glänzt über dem schwarzbraunen Schutt der Trümmer.

Herrenlose Enten und Hühner suchen nach Futter.

Wieder, wie in so vielen dieser Städtchen und Dörfer,

Digitized by Google

lese ich über einem zerstörten Anwesen neben der verbrannten Hoftür das Schild: ‚Eintritt verboten‘ oder ‚Rauchen nicht gestattet‘.

Ein paar Einwohner sind zurückgekehrt. Sie hausen in den wenigen nicht ausgebrannten Kellern, die auch von der Landwehrkompagnie, die hier liegt, als Quartier benutzt werden.

Der Bahnhof ist, wie schon bemerkt, ziemlich intakt, auch der Pavillon, in dem der Kaiser abzusteigen pflegte, wenn er zur Jagd fuhr, ist in Ordnung. Da die meisten Bahnhöfe, die die Russen besetzt halten, sonst völlig niedergebrannt wurden, ist hier fast eine absichtliche Schonung anzunehmen.

Das Jagdschloß des Kaisers mit allen Nebengebäuden, Ställen und Scheunen ist unversehrt. Nur eine Wagenladung Bilder haben die Russen fortgeschafft. Die Weinvorräte im Keller sind natürlich ausgetrunken worden. Man hat die leeren Flaschen überall umhergeworfen, so daß es kriegsmäßig genug aussieht.

In größerer Entfernung hört man das Donnern unserer schweren Geschütze, die gegen einen nordöstlichen russischen Angriff gerichtet sind. Hoffentlich können wir bald dicht bei den Operationen sein; die augenblickliche Lage läßt es nicht zu. Die Romintener Heide steckt voll versprengter Russen, die Richtung der russischen Gegenoffensive wechselt auch schnell.

Die Wilddieberei hat unter den ‚günstigen‘ Verhältnissen natürlich besonders stark zugenommen, allerlei Gesindel treibt sich herum, so daß Fahndungskompagnien unter Führung von Förstern in den Wald geschickt wurden.

Ein angeschossenes schönes Stück Wild wird dabei gelegentlich aufgespürt und gibt schließlich einen seltenen Braten für unsere braven Landwehrleute, die außer ‚Schweinernem‘ lange nichts gesehen haben.

Wir standen eine Stunde lang auf einem kleinen Hügel neben dem Bahnhof und blickten über den dunklen Wald und sahen ganz fern die scharfen weißen Geschützwolken. Hinter uns sanken schnell die schweren Schatten über die Brandruinen, aus ein paar Schornsteinen in den Trümmern

Digitized by Google

ſtieg bläulicher Rauch von den Herden im Keller. Gegen Weſten ſtand ein ſchmaler hellgelber Wolkenſtreif. Die Kälte wuchs aus dem Wald hervor.

Es iſt gar nicht weit von der Zeit, wo die Hörner hier bliesen, und der kaiſerliche Jagdherr ſein ſchönſtes Revier beſuchte. „Wir jogen jetzt wat anners!“ ſagte mein Burſche, der ein guter Märker und Jäger iſt.

Digitized by Google

Die ruſſiſche Gegenoffenſive und deutſche Vorſtöße

Digitized by Google

In den Schützengräben bei Kawkokalnie

Armee-Oberkommando Ost, den 8. Oktober.

Die Kämpfe um Suwalki

Am 6. Oktober setzte der russische Offensivstoß von Grodno gegen Suwalki ein. Die neuorganisierte russische Armee stieß mit stärkeren Kräften, dem dritten sibirischen und Teilen des zweiundzwanzigsten finnischen Korps auf Augustowo-Suwalki vor. Die deutschen Korps hielten mit starker Artillerie den russischen im Anfang energisch geführten Angriff auf, bis genügend Kräfte gegen den nördlichen Flügel der Russen angesetzt werden konnten.

Die hier kämpfenden Truppen schwenkten dann so weit herum, daß sie tatsächlich mit dem Gesicht nach der deutschen Grenze zu fochten. Die Wirkung machte sich sehr bald bemerkbar. Die russische Offensive kam zum Stillstand und der deutsche Angriff setzte mit gutem Erfolg ein. Die Russen mußten auf heller Flucht ein paar tausend Gefangene und sechs Batterien zurücklassen. Die völlige Ausnutzung des Sieges wurde nur dadurch verhindert, daß die russische Heeresleitung, um sich Luft zu schaffen, weiter nördlich vom Njemen aus Olita her neue Truppen heranwarf, so daß die nun im Rücken gefährdeten deutschen Truppenteile herumgezogen werden mußten.

Ein wenig später hatte von Kowno her eine nordwestliche russische Bewegung gegen Wirballen eingesetzt. Unsere ganze Linie stand in starken Feldstellungen. Die Kämpfe auf diesem Abschnitt dauerten fort.

Am Tage fanden heftige Artilleriekämpfe statt, die gegen Abend noch zunahmen. In den Nächten setzte russischer Infanterieangriff ein, der die russischen Kolonnen bis an unsere Drahthindernisse brachte. Vor unserem vernichtenden Schnellfeuer kam er jedesmal zum Stehen und zum

Digitized by Google

Rückwärtsfluten. Die Drahtscheren konnten nur an wenigen Stellen arbeiten. Die russischen Verluste müssen erheblich gewesen sein.

Nachtgefecht

Am späten Abend, in der Nacht zum 7. Oktober, fuhren wir auf Landwegen zur Front. Nachmittags, schon um fünf Uhr, fing die Dämmerung an, die hügelige Landschaft zu verschleiern; um sieben Uhr sah man nur die Dinge, die in dem gelben Lichtkreis unserer Wagenlaternen lagen. Ab und zu blinkte Licht aus einem Bauerngehöft, das der Krieg verschont hatte.

Das Licht aus den Fenstern in der Nacht hat sonst Freundliches und Heimeliges für den späten Reisenden auf der Landstraße, diese Häuser sahen wie mit ängstlichen Augen in die Dunkelheit. Wenn sich eine der bunten Gardinen zurückschob, zeigten sich spähende Gesichter mit bekümmertem Ausdruck. Strecken und Strecken lang aber lagen die ausgestorbenen Dörfer in noch tieferer Dunkelheit als Acker und Weide, weil die Schatten der Brandruinen und die Giebel der Gutshöfe das matte Restchen Licht tranken, das von den Wolkenrändern auszugehen schien.

Da, plötzlich wurde der Horizont zu unserer Rechten, wo die russische Grenze lag, blaßrot. Dann sah es nach einiger Zeit aus, als ob die Morgensonne über dem massigen, dunklen Wald aufsteigen wollte. Dabei kam hinter flattrigen Wolkenfetzen der Mond zum Durchbruch. Eine zweite Sonne leuchtet neben der ersten auf, eine dritte, eine vierte. Der Himmel wurde dunkelrot, und man sah über dem hellen Schein schwarze Schwaden.

Hinter der nächsten Biegung ist auch der Donner der Geschütze zu hören. Es rollt in Salven, es donnert einzeln, nach kleinen Pausen ist es, als ob am ganzen Horizont entlang das dumpfe Grollen der Geschütze zu hören ist.

Der Nachtwind wird schneidend. Ich denke an die Truppe, die jetzt den Angriff erwartet, sehe förmlich, wie aus dem Grau der Ebene die grau-braunen Gestalten vorspringen, wie plötzlich die Scheinwerfer aufblinken und die

Reihen mit dem spitzen, langen russischen Bajonett vorwärts stürmen, wie das Feuer unserer Maschinengewehre losknattert und die leichten Feldbatterien über die Stürmenden funken . . .

Unsere Pferde gehen Schritt für Schritt, der Weg ist grundlos. In den Pausen des Geschützdonners hört man das Schnauben der Gäule und das Knirschen des Lederzeugs.

Ein Blitz geht über den Wald, eine kurze, leuchtende Bahn. Bald blitzt es vor uns in schneller Reihenfolge.

Morgen werden wir die Granaten nahe kennen lernen, die wir jetzt wie fernes Feuerwerk sehen. Morgen sind wir auf dem Schlachtfelde.

Zur Front

Diesmal fahren wir in unserm Wagen über die Grenze. Das russische Schilderhaus bei Ribarty ist inzwischen noch mehr zusammengefallen. Man könnte das Zeichen annehmen . . .

Die russische Provinzstraße ist unterdessen an deutsche Ordnung gewöhnt worden. Man hat alle Löcher (sie hatte mehr Löcher als gute Stellen) sorgfältig mit Ziegelsteinen ausgestopft, und die deutschen Kolonnen haben die Steine dann klein und gleich gefahren. Nun ist die große Einfahrtsstraße nach Rußland rot wie kalifornischer Goldboden.

Die Gräber der Unsrigen zu beiden Seiten sind jetzt mit festen Holzkreuzen geschmückt. Auf einigen haben rastende Kolonnen wieder diese rührenden Herbstblumen gepflanzt.

Die Kirche von Wirballen, die beim letzten Besuch noch nicht beschädigt war, hat inzwischen einen Granatschuß bekommen.

Wir fahren schnell durch den Ort; vor uns dröhnt der Donner einer heftigen Artillerieschlacht. Die Einwohner sind scheinbar nicht besonders aufgeregt über den Kampf in ihrer Nähe. Man gewöhnt sich an die Kanonade wie an alles und lernt schnell die Entfernungen abzuschätzen und die mögliche Gefahr berechnen.

An einer großen Windmühle lassen wir Pferde und

Digitized by Google

Wagen zurück. Erstens erlauben es die Wege nicht mehr, daß sie weiterkommen, und zweitens die Russen. Wir sind auf dem Schlachtfeld.

Anders als bei Drengfurt, wo wir von der Höhe wie in einen Kessel hineinblickten, zeigt sich hier die Schlacht. Dort war von dem typischen modernen Schlachtfeld nichts zu sehen, denn man sah viel zu viel. Das hügelige Terrain, die vielen Ortschaften und die schon gebrochene Widerstandskraft der Russen ließ alles näher kommen und in lebhafter Bewegung sein, gab farbigere Bilder als es sonst möglich ist.

Hier sehen wir zunächst nichts als die weiten Stoppelfelder, ferne einzelne Gehöfte. Eine weite offene Landschaft mit Sonne und einzelnen wuchtigen weißen Wolken darüber. Keine Truppen.

Nur eine Kompagnie Jäger — blutjunge Freiwillige, die zum ersten Mal ins Gefecht kommen — zieht vorüber. Die neuen Uniformen und die schönen Dachsfelltornister fallen auf, da man sonst nur Truppen sieht, die zwei Monate unter allerschwersten Bedingungen im Felde gestanden haben. Nach ganz kurzer Zeit sind sie aber auch wie vom Erdboden verschluckt.

Wir gehen über die Höhen weiter mit Richtung auf ein größeres Gehöft. Das Krachen vor uns wird stärker, und durch den dumpfen Geschützton klingt ein Heulen und Zischen, als ob der Sturm durch altes Mauerwerk klagt: Granaten. Das singende An- und Abschwellen reißt an allen Nerven. Aber im Felde hat man natürlich keine, die Dinger parieren auf einmal wie auf militärisches Kommando.

Hinter einem Heuschober stehen Bespannungen und Artilleriemannschaften. Einzelne Soldaten gehen mit Kochgeschirren langsam über das Feld.

Unsere Gruppe muß sich auflösen. Die Russen pflegen kleine Gruppen auf freiem Hügel besonders und mit Vorliebe zu beschießen.

Fern sehen wir durch das Glas deutlich die weißen Türme der Kirche von Wylkowyski. Auf russischer Seite scheint ein Dorf in Brand geschossen worden zu sein. Aber außer leichtem Rauch ist nichts zu erkennen.

Digitized by Google

Ein Soldat erzählt uns, daß das Gehöft vor uns vor kurzem unter Granatfeuer gestanden hat.

In einer kleinen Senkung, ein paar hundert Meter vor uns, sehen wir die Schützengräben. Links vor uns wird das niederträchtig singende Geräusch stärker. Wir glauben aber nicht daran, daß der Gruß uns gilt. Da summt es dicht über uns. Fünfzig Meter hinter uns steigt eine braune Erdwelle hoch, ein noch unangenehmerer Laut als vorher entsteht dabei. Fast wie hohes Gelächter.

Wir können dieser russischen Ehre ja doch keine Gegenhöflichkeit erweisen und gehen schnell den Abhang zum Schützengraben hinunter. Da saust links vor uns, diesmal noch näher, die braune Erdwelle hoch.

„Niederwerfen!“ schreit der uns führende Oberleutnant. Wir liegen ziemlich schnell am Boden. Ebenso wie die Soldaten, die uns am nächsten stehen und warten der Dinge, die da kommen sollen.

Vorläufig aber haben die Russen genug Munition für uns verschwendet. Es bleibt eine Weile still.

Beide Granaten krepierten, aber nach dieser persönlichen Erfahrung außerordentlich schlecht. Soldaten erzählten denn auch gleich, daß gestern und vorgestern Granaten dicht bei ihnen eingeschlagen wären mit dem einzigen Resultat, daß ordentliche Erdklumpen gegen sie geflogen wären. Die Füllung scheint zu schwach zu sein, der lehmige Boden zu weich. Auf jeden Fall eine für uns angenehme Zusammenstellung.

Die Mannschaften sagten uns gleich als Begrüßung: „Ach, Sie haben sich warmes Mittagbrot bestellt! Zwei Portionen ist ein bißchen wenig . . .“

Im Schützengraben

Wir hatten leider viel zu wenig Zigaretten. Die letzten Nester, in denen wir gelegen hatten, waren völlig ohne Bewohner, so daß unsere Vorräte knapp geworden waren. Das Wenige löste trotzdem allgemeine Freude aus.

„Und jetzt noch 'n Topp Kaffee, dann tausch ich mit

Digitized by Google

keenem Jroßfürschten," sagte ein Berliner. „Übrigens ooch ohne Kaffee nich!"

Die Leute lagen seit vier Tagen in ihrer Position. Sie hatten also Zeit gehabt, sich einzurichten. Ganze Erdhöhlen mit Platz für zehn bis zwölf Mann waren da gebaut worden, tüchtig mit Stroh ausgepolstert gegen die bitterkalten Nächte.

Freilich, die wenigsten von den zwei Regimentern hatten des Nachts etwas von ihren Kunstbauten. Man rückt in den Laufgräben ein Stück vor; und Nacht für Nacht greifen die Russen an.

In der vergangenen Nacht hatte eine Granate die Regimentsfahne in zwei Teile gerissen. Zwei Mann tot, vier verwundet. „Nun ist die Fahne noch viel schöner," sagten die Leute.

Die Sonne gab am Mittag tüchtig Wärme. Es wurde abgekocht. Man hatte Kartoffeln, sogar mit Salz. Man lag auf dem kurzen Gras, ging umher, Kameraden bei der andern Kompagnie zu sprechen, und man schlief in den Hütten. Allerdings war dieser Tag der erste wirklich schöne Sonnentag seit Wochen und gerade seine Klarheit versprach Kälte für die Nacht.

Den Gesichtern, auch denen der Offiziere, sah man die Strapazen an. Der Feldzugsbart verdeckt doch nicht alle scharfen Linien um den Mund, die vom Zusammenpressen der Lippen herrühren.

Alles fragt nach Nachrichten aus dem Westen und von der österreichischen Armee.

„Wir wissen nichts, gar nichts," immer wieder sagen sie dasselbe.

„Ist es wahr, daß schon Japaner auf russischer Seite kämpfen?"

In diesem Falle konnten wir ihnen sagen, daß mit großer Wahrscheinlichkeit zwar keine japanischen Truppen bei den Russen fochten, aber japanische Geschütze unter japanischen Offizieren schon bei den letzten Kämpfen mitgewirkt haben sollen.

„Japanische Geschütze? Also deutsche Geschütze."

Schweigen.

Digitized by Google

Auf einem Bündel Stroh lag ein vielleicht dreizehnjähriger Junge. Man erzählte uns, daß der Bengel und noch ein anderer sich dem Bataillon angeschlossen hätten. Sie gingen nicht nach Hause zurück; sie würden sich schon nützlich machen, hatten sie erklärt. Die beiden haben sich wirklich nützlich gemacht, und man hat sie behalten. Abgesehen von dem besonderen Fall scheinen sich mir aber dreizehnjährige Jungen dadurch noch nützlicher zu machen, daß sie etwas Ordentliches lernen und in der Schule fleißig sind. Man wird Burschen, die etwas gelernt haben, in den nächsten Jahren noch nötig haben, vermute ich.

Um zwei Uhr wurde die Feldpost verteilt. Im Schützengraben. Die Freude der Leute, die kompagnieweise antraten, wenn sie einen Brief, eine Karte, ein Feldpaket bekamen, ist ergreifend. Die ganze Kompagnie nimmt Teil an jeder Zeile. Ein braver Grenadier hatte eine Mundharmonika erhalten und probierte sie aus. „Selbst die verdammtichen Granaten machen nicht solche scheußliche Musik wie du!“ meinten die wohlmeinenden Kameraden.

Selbst die Granaten! Die Granate, obwohl sie gerade hier in der Deckung erst gestern einen Offiziersstellvertreter buchstäblich auseinandergerissen hatte, macht bei diesem weichen, lehmigen Boden verhältnismäßig wenig Eindruck, man spricht von ihr wie von einem ruppigen Kerl, aber geradezu sarkastisch. Schrapnellfeuer aber muß auf die Dauer demoralisierend wirken; wenn es richtig streut natürlich.

Ausblick

Mit dem österreichischen Kollegen gehe ich an der Deckung entlang weiter in der Richtung auf das große weiße Gehöft Mazucie.

Wir stehen auf dem Hügelrand. Über uns heulen Granaten und schlagen weiter nach rechts und links ein. Ein gutes Stück hinter uns, glänzend aufgestellt, feuern unsere schweren Batterien. Leichte Batterien, den Infanterieangriff zu empfangen, sind nördlich von uns deutlich zu sehen.

Digitized by Google

Ein paar hundert Meter vor uns, dicht vor Ostankino, steht ein größeres Bauerngehöft. Wieder das Heulen in der Luft. Dampf steigt auf, Rauch; bald brennt das Haus, das die Russen in Brand geschossen haben. Einschlag und Wirkung folgen sich erstaunlich schnell. Unsere Batterie in der Nähe des Gehöfts, aber weiter von unserm Standpunkt, nimmt Stellungswechsel vor, ohne jedoch irgend welche Verluste zu erleiden.

Einzeln gehen wir dann alle zusammen den tief eingeschnittenen Weg nach der größeren weißen Häusergruppe, unserm ursprünglichen Richtungspunkt, hinauf. Das polnische Nest ist ziemlich zerschossen. Eine Art Herrenhaus steht noch.

Wir durchschreiten einen alten Garten mit Obstbäumen. Die Granaten haben viele Zweige abgeschlagen. Ein Tannenbaum ist seltsam gekappt, es riecht stark nach Harz und nach Tannennadeln. Ich muß plötzlich an Weihnachten denken und daß ich versprochen habe, meiner kleinen Tochter eine Wiege aus Warschau mitzubringen.

Den Garten begrenzt nach der Feldseite eine Allee von jungen Espen. Wir richten unsere Gläser durch die Lücken und sehen wieder die Türme von Schirwindt und Wylkowyski und hier und da leichten Rauch über den russischen Stellungen. Weiter nördlich können wir ein paar von unsern schweren Batterien entdecken.

Ihr Feuer verstärkt sich und rollt jetzt fast ununterbrochen.

Die Ställe sind leer. Im Pferdestall treiben sich zwei elende Klepper halfterlos herum. Ein kleines Stallgebäude hat einen zweiten Ausgang mit Ausblick auf die Ebene. Wir stehen dicht an der Mauer unter dem niedrigen Strohdach. In dem kleinen Garten davor blühen Astern.

Der Hügel fällt hier steil ab. Eine Granate krepiert an seinem Fuße. Es ist sehr sonnig, fast warm. Wenn das Feuer auf eine kurze Weile schweigt, hört man das Summsen eines großen Käfers, der drinnen fortwährend gegen die Scheibe stößt . . .

Der Abhang vor uns und rechts neben uns ist das Ziel von russischen Scharfschützen. Gestern wurde einer der

Digitized by Google

Unſrigen getroffen. Das ſcharfe Tektek des Gewehrfeuers klingt jetzt auch auf. Die Vorpoſten ſcheinen Fühlung zu haben. Auch von weiter nördlich klingt lebhaftes helles Geknatter herüber.

Auf dem Hof, auf einem alten Großvaterſeſſel, ſitzt ein Unteroffizier und löffelt aus einem mächtigen Kochgeſchirr Hühnerbouillon. Es gibt fette Hühner hier. Wenn er eine Pauſe zwiſchen zwei Löffeln Suppe macht, ſummt er ein Lied. Halblaut. Ich kann die Worte verſtehen, weil ich die Melodie kenne.

„Und ein bißchen Rotwein . . .“

Er ißt einen Löffel:

„Und ein bißchen Braten . . .“

Er ißt einen Löffel und fährt unvermittelt fort:

„Bloß weg'n das Schinderaſſa, ſchinderaſſa, bum.“

Wieder ein Löffel.

Dann ſeufzt der Mann tief auf. Schüttelt den Kopf und geht mit ſeinem leeren Geſchirr in die Richtung der Schützenlinie.

Wieder bei der Mühle

Wir müſſen uns eilen. Die Zeit mahnt, unſer Magen übrigens auf einmal auch.

Es geht wieder im Gänſemarſch. Ein Kollege, der einen Augenblick zurückbleibt, hört ein pfeifendes Geräuſch neben ſich. Eine ruſſiſche Gewehrkugel.

Wir gehen doch lieber in der Mulde weiter und kommen an den verſtreuten kleinen Erdhütten vorbei, in denen, meiſt breit grinſend, die Verbindungsleute ſitzen.

Über uns in ſehr großer Höhe zieht ein Flieger. Die außerordentliche Höhe, die er über unſeren Poſitionen hält, läßt auf einen Ruſſen ſchließen. Seine Beobachtung aus dieſer Entfernung wird nicht gerade beſonders wertvoll ſein. Wie mir auch ein Lycker Bürger ein Croquis zeigte, das er von einem ruſſiſchen Flieger gefunden hatte und das geradezu naiv ausſah.

Als unſere Pferde antrabten, verſtärkte ſich die Kano-

Digitized by Google

nade noch mehr. Wir konnten den Grund vermuten, da aber die Operationen noch nicht beendet sind, ist nichts darüber zu sagen.

Wir konnten uns nur mit Freude überzeugen, daß unser Zentrum in dem mächtigen Artilleriekampf nicht litt, daß aber auf russischer Seite die Wirkung unseres Feuers erheblich gewesen sein muß. Die russische Vorbereitung für den Infanterieangriff war also völlig mißlungen.

Wir trugen mit nach Hause den unverlöschlichen Eindruck stillen und schlichten Heldentums, das seine Schuldigkeit tut mit Selbstverständlichkeit und einem fast heiteren Ernst. Man sieht die deutsche Zukunft trotz schwerer Zeitensorge hell und schön, wenn man aus den deutschen Schützenlinien kommt.

Quartiere

Armee-Oberkommando Ost, den 10. Oktober.

Im allerschönsten Schlaf, nachdem es sogar gelungen ist, den Ofen zu heizen, liege ich in einem richtigen Bett, das nur den einen Fehler hat, keine Matratze zu besitzen. Wir kamen vom Schlachtfeld und waren müde, so daß auch eine Besichtigung des neuen Quartiers unterblieben war. Plötzlich wache ich auf, weil mir heller Lichtschein in die Augen fällt, außerdem brüllt jemand „Wer da!" Man gibt in solchen Momenten kaum gescheite Antworten. Meistens wird man grob. Was ich tat.

Vor mir stand ein Landsturmmann mit aufgepflanztem Seitengewehr, grüßte militärisch und sagte: „Ach so! Die Türen waren nämlich offen und Licht im Haus, und da in Stallupönen in den leeren Häusern geplündert wird, kam ich rein. Die Fenster sind auch besetzt."

Wir vertrugen uns natürlich wieder, und da ich noch etwas Kognak in der Feldflasche hatte, wärmten wir uns beide. Es war der erste Nachtfrost eingetreten, und die Geschichte mit dem Ofen schien einen Haken zu haben. Er brannte, aber wärmer wurde es trotzdem nicht.

Ich gab das Schlafen auf und knipste das elektrische Licht

Digitized by Google

an. Der Kommandant von Stallupönen, ein außerordentlich liebenswürdiger und dabei energischer Herr, hatte das Werk von ein paar Soldaten, die früher Monteure waren, in Ordnung bringen, hatte Kohlen anfahren lassen und in der Stadt, in der es kein Petroleum, nichts Eßbares und kaum Trinkbares gab, arbeitete das elektrische Licht ausgezeichnet. Jedenfalls waren die Zimmer vortrefflich hell. Was man da sah, hätte aber besser in Dunkelheit bleiben können. Die ganze Wohnung, die in ihrer Anlage und ihrer Ausstattung für den Geschmack und den Sinn ihres Inhabers sprach, war eine Art Müllhaufen. Im Speisezimmer stand der Tisch voll mit den kostbaren Porzellantellern, auf denen Reste von den verschiedensten Mahlzeiten lagen; ein paar Bilder waren aus dem Rahmen geschnitten, andere lagen in dem mächtigen Haufen von Zeitschriften, Packpapier, Manuskripten, Briefen, die den größeren Teil des Salons ausfüllten. Die Türen zum Büfett waren eingeschlagen, der Schreibtisch erbrochen, ein paar Bronzefiguren waren niederträchtig verstümmelt. Ein merkwürdiger Geruch lag über dem allem.

Es war das typische Bild unserer Quartiere in den verlassenen Wohnungen und Städten. Man sucht dann Ordnung zu machen und richtet sich in den fremden Stuben ein so gut es geht. Es ist ein unheimliches Gefühl, in fremde Welten so tief dabei blicken zu müssen, ohne jede Absicht Einblick in die Falten eines Ehelebens zu bekommen, rührende Kleinigkeiten zu sehen, die der Besitzer kaum dem besten Freund, wie viel weniger dem Fremden gezeigt hätte.

Da ist das blonde Kinderbild eines Mädels von acht Jahren an der Wand. Ich räume Berge von Papier zurück, um den Schreibtisch benutzen zu können. Natürlich lege ich die Briefe ungelesen weiter, auf ein Blatt fällt noch ein Blick. Eine steile Kinderhand: „Mein lieber Pappi!“ Ich muß ihn doch zu Ende lesen, den Kinderbrief, und ich sehe dabei diese Wirtschaft, wie sie vorher war. Zwischen dem Briefplunder liegt eine blonde Locke Frauenhaar, sie ist aus einem Paket gefallen, das noch halb mit blauem Band verschnürt ist: ‚Briefe aus der Brautzeit‘.

Digitized

Auf dem Boden, zertreten und beschmutzt, liegen lose Blätter aus dem Gastbuch. Darin darf man ja wohl lesen. Es muß ein sehr gastfreundliches und liebenswürdiges Haus gewesen sein, mein Quartier. Viele Fremde, die dem Berufsstande des Hausherrn angehörten, haben ihre Eintragungen gemacht, weil sie ein, zwei Nächte aufgenommen wurden. Launige Verse aus dem Jahre 1905, Eintragungen von sehr lustigen Familientagen.

Auf dem Gang finde ich noch zufällig das letzte Blatt. Eine Eintragung vom 17. Juli mit Dank für die Aufnahme und dem Versprechen im Mai 1915 wiederzukehren. Dann mit scharfer Schrift: ‚Durch! In herzlichster Dankbarkeit für die so liebevolle Aufnahme der Einquartierung. P., Kriegsgerichtsrat bei der Kavalleriedivision.' Und die Schlußeintragung: ‚Ach, daß es immer so bliebe! Gott schütze Haus und Bewohner! Mit Gott für König und Vaterland! Kriegsschauplatz Stallupönen 7. 8. 14. F., Felddivisionspfarrer der Kavalleriedivision.'

Da hatten die ‚Quartiere' begonnen. Die Russen haben ihre Eintragungen mehr an den Möbeln und den Geldkassetten, von denen sie eine gesprengt hatten, gemacht.

In anderen Quartieren waren die Spuren der russischen Gäste vor uns noch deutlicher. In einem kleinen Nest fand ich russische Depeschen und einen angefangenen Brief auf dem Tisch, der als Schreibgelegenheit an das Fenster geschoben worden war. Die typische Wendung, die die Russen ja bei jeder Ankunft in einer ostpreußischen Stadt zuerst gebrauchten, stand auch gleich in den Anfangszeilen des nicht beendeten Schreibens. „. . . es ist nicht mehr weit von Berlin, Liebling, und da schicke ich Dir schönere Dinge als von hier. Der Feldzug ist bald aus. Noch vor Weihnachten sehen wir uns wieder. Peter hat sich das Georgskreuz geholt, er ist ein verdammter Schlingel . . .'

Inzwischen muß das Dröhnen der deutschen Geschütze den Briefschreiber hinausgetrieben haben.

In einem kleinen Pfarrhaus, in dem ich lag, fand ich wahrscheinlich abgeschriebene Dokumente aus der Tatarenzeit, die 1656 über Masuren gekommen war. Es können aber auch Auszüge aus einem Buch sein. Mich ergriff nur

Digitized by Google

die Ähnlichkeit der Erscheinungen damals und jetzt. Nach der Schlacht bei Prostken 1656, 8. Oktober, waren die vereinigten Polen und Tataren in Ostpreußen eingefallen. Ich habe mir aus den umfangreichen Aufzeichnungen oder Auszügen nur ein paar Daten abgeschrieben:

‚Die Stadt Lyck wurde völlig und ganz zerstört, daß nicht ein Stein bei dem andern verblieben ist. Im Amt Lyck wurden siebenundsechzig Dörfer, ein Flecken, drei Kirchen, drei Hospitäler eingeäschert. Zweitausendachthundert Personen fortgeführt und über zweihundert getötet. In Kalinowen wurden achthundert Menschen niedergeschlagen oder fortgeschleppt. Die Stadt Oletzko wurde völlig in Asche gelegt. Im Amte Polommen raubten die Tataren alles, Biallа zerstörten sie, Drigallen ging in Flammen auf. In Neuhof verpesteten die Leichen der ermordeten Einwohner monatelang die Luft. In Gilgenburg wurde die gesamte Einwohnerschaft in der Kirche niedergehauen. Es wurden in Ostpreußen dreizehn Städte, zweihundertachtundvierzig Flecken und Dörfer, siebenunddreißig Kirchen eingeäschert, dreiundzwanzigtausend Menschen getötet, viertausend verschleppt.‘

*

Es gibt auch andere Quartiere. Wir kommen mit unsern Wagen an irgend einen Gutshof, in dem sich Offiziere einquartiert haben. Wir besitzen Rum und sie besitzen Kohlsuppe und heißes Wasser. Eine Zusammenstellung, die sich zu einem ausgezeichneten Abendbrot verbindet. In dem schönen großen Salon nebenan sind mächtige Strohschütten, gestern schlief hier ein Zug. Heute sind sie weiter. Der Flügel ist so gut wie gar nicht verstimmt. Irgendein Kollege phantasiert Wagner. Der mächtige Kachelofen saust und glüht. Es kommen lustige Lieder. ‚Der rote Sarafan‘. ‚. . . Jugend kehrt nicht wieder, ist sie einmal vorbei . . .‘ Das Petroleum ist ausgebrannt, Kerzen kommen auf den Tisch. Jemand fragt ganz unvermittelt: „Ob wir Weihnachten schon zu Hause sind?“

Jeder holt irgend etwas Besonderes: ein Päckchen Scho-

Digitized by Google

kolade, eine Flasche Rotwein, eine eigentlich aufzuhebende Dose Sardinen, die eigentlich aufgehoben werden sollte.

Es klopft, ein Kolonnenführer fragt, ob es von hier nach Dinglauken oder Blindgallen oder Pissanitzen gehe. Man wärmt schnell einen Teller der berühmten Suppe.

„Wie steht's im Zentrum?"

„Gut."

„Bei uns ging's ausgezeichnet, als ich nun wieder weg ging."

„Weiß jemand der Herren was vom linken Flügel?"

Der ist hundertfünfzig Kilometer von hier, man weiß gar nichts.

Der Wind geht über den Gutshof und streicht über die Dachrinnen. Man lehnt mit den Händen am Ofen. In einem Großvatersessel schläft ein blutjunger Leutnant, so fest, daß er nicht mehr aufzubekommen ist, als wir die Betten aufsuchen wollen, soweit sie vorhanden sind.

An den Hoftüren klappert es. Man sieht hinaus, da stehen ein paar Fohlen. Man hat Pferd und Rindvieh heute vormittag aus den Ställen getrieben. Zuchtbullen darunter im Werte von fünfzehntausend Mark. Nun kommen die Fohlen frierend zurück. Die kleinen pussligen Diesjährigen, die am Tage so neugierig und lustig sind. Sie werden untergebracht.

Der Himmel ist sternenklar. Die Wasserlachen haben einen hauchfeinen Überzug. Der Atem steht weiß in der Luft.

Am andern Morgen um sechs Uhr ist an ein paar Büschen und Bäumen Rauhreif. Mittags schlägt dann das Wetter um. Wir gehen in neues Quartier, vielmehr in unser Standquartier, das wir wieder einnehmen.

Bei schanzender Kavallerie

Armee-Oberkommando Ost, den 14. Oktober.

Zweitausend Meter etwa vor dem Schützengraben, in dem ich stehe, sieht man Gestalten sich eilig bewegen, über einer flachen Erdfalte verschwinden in Deckung des russischen

Digitized by Google

Schützengrabens. Der Jäger, der neben mir an der Gewehrauflage lehnt, erzählt dabei, die kurze Pfeife im Mundwinkel, daß er gestern nacht die Feldwache in dem kleinen Gehöft rechts vor uns hatte. Gegen Morgen kamen zwölf Russen in voller Ausrüstung, um sich zu ergeben.

Die russischen Feldwachen scheinen die Gelegenheit, sich davonmachen zu können, auf diesem Teil der Front reichlich zu benutzen. Sie klagen über äußersten Mangel. Äußerungen, die aber kaum zu verallgemeinern sind, da der Verpflegungsdienst der Russen sonst gut zu arbeiten scheint. Überhaupt habe ich den Eindruck, daß der gerade an dieser besonderen Stelle der Front eingesetzte russische Armeeteil besonders minderwertig ist, und daß die russische Absicht auf andere Ziele gehen muß, als unsere Linie hier einzudrücken.

Freilich haben die deutschen Truppen selbst einem Gegner wie diesen russischen Divisionen teilweise unglaubliche Geschichten vorgemacht.

Als wir die Laufgräben der Jäger verließen — diesmal hatten die Russen keinen so ‚warmen Empfang' für uns übrig wie bei Ostankino — ließen wir unsere Wagen über die sumpfigen Wiesen im Schutze von ein paar Hügeln weiter fahren, um Kavallerieabteilungen zu besuchen, die sich eingegraben hatten. Da es darauf ankam, den Russen ausgedehnte Schützenlinien zu zeigen, hatten unsere braven Reiter, die unter besonders schweren Verhältnissen hier im Osten schon genug gearbeitet hatten, Spaten, Bretter und Stroh requiriert und geschanzt. Vor Morgengrauen ritten sie dann zu ihren Stellungen — die Pferde wurden weiter rückwärts versorgt — und machten Infanteriedienst. Jedenfalls erfüllten die ‚Schützenlinien' durchaus ihren Zweck.

Der Ehrgeiz war aber nun einmal in die Kavallerie gefahren, und da sie Infanterie ersetzte, beschloß sie auch gleich, mit Unterstützung von ein paar Pionieren, die nötige Artillerie, schwere und leichte, zu liefern. Man baute mit Hilfe von alten Protzen, Wagendeichseln und ähnlichen schönen Dingen kunstvolle Artilleriestellungen. Ein wenig vorwärts wurde eine nette Windmühle — zur Positionserleichterung für die Russen — aus alten Tonnen aufgebaut. Ein

Digitized by Google

sehr schön eingesetzter Birkenbaum wollte nicht recht wachsen, wie mir der Kürassierleutnant, der Kommandeur dieser schweren Batterie, klagte. Gestern hatten ihm die Russen eines seiner besten Geschütze entzwei geschossen, heute nachmittag war es aber schon wieder in Position. Namentlich der Munitionsnachschub zu dieser Batterie wäre glänzend geregelt.

Ich sah die Scheinstellung von rückwärts und dann auch mit der nötigen Vorsicht von der vorderen Seite. Sie wirkte verblüffend echt. Namentlich die russischen Flieger können unmöglich andere Meldungen als von bedeutenden deutschen Geschützstellungen gebracht haben.

Die Pferde haben sich bei dieser Infanterietätigkeit und diesem Geschützdienst ziemlich erholt. Sie hatten es auch recht nötig. Neulich, als die Kavalleriebrigade wieder einmal auf zwei Tage verschwunden war, ist mancher Gaul achtundvierzig Stunden nicht abgesattelt worden. Es wurde eben wirklich geritten nach dem Rezept: was Mann und Roß hergeben. Es war trotzdem eine schöne Zeit für die Reiter. Sie hatten große Teile der russischen Kolonnen gepackt, und es gab tausend Sachen im Überfluß, die sie jetzt, wie sie behaupteten, kaum dem Namen nach kannten. Damals schaffte sich auch jede Schwadron eine russische Feldküche an, einen russischen Weinkeller überdies. Die Feldküche ist meistens geblieben. Der Weinkeller? Eine Flasche Rotspohn wurde jetzt ‚verteilt'. Es wurden mindestens ein Dutzend Vorschläge gemacht, wie man das edle Naß verwenden könnte. Schließlich wurde es zur Feier eines neuen Rittmeisters bestimmt. Die Feier sollte in einem ziemlich schmutzigen Bauernhaus stattfinden, das als das beste Quartier galt. Das schlechteste habe ich nicht gesehen . . .

Früher hatten die Russen wenigstens für die deutschen Reiter gesorgt. Ihre Granaten fielen in einen der zahlreichen Seen auf einer Seite der russisch-deutschen Grenze. Abgesehen von dem prächtigen Bild der meterhoch aufsteigenden Wassersäulen, sprang bei dieser Beschießung das köstlichste Fischgericht heraus. Der einsetzende Wind spülte Hunderte von pfundschweren Hechten und Karauschen ans Land, die der Druck der krepierenden Granaten betäubt hatte.

Digitized by Google

Als wir die Stellungen abgingen, schienen die Russen aber zu Granatkunststückchen keine Neigung zu haben. Den ganzen Nachmittag wurde eine Granate verfeuert. Es sollen übrigens, wie ernsthaft versichert wurde, an zwei Stellen russische Vorderlader in Position gestanden haben. Man soll sogar zwei von ihnen erobert haben. Es wird allerdings sehr viel recht bestimmt erklärt, und vorläufig möchte ich die Geschichte keineswegs in dieser unkommentierten Form als sicher hinstellen; aber daß an Stelle der anfänglichen russischen Geschützstärke ein gewisser Mangel eingetreten ist, scheint in der Tat der Fall zu sein. Man kann ja auch leicht zusammenrechnen, daß die bisher von uns eroberten Geschütze einen recht erheblichen Bruchteil des ursprünglichen russischen Geschützparkes ausmachen. Die angeblich in Stellung gebrachten japanischen Geschütze, von denen ich neulich schrieb, könnten diesen Ausfall, der sich in letzter Zeit beinahe täglich mehrt, sicherlich nicht ausgleichen.

Die Sauberkeit des russischen Schießens ist dabei überall gleichmäßig. Die Artillerie scheint die beste Waffe der Russen zu sein. Auch hier in diesen vorgeschobenen Schützengräben sah ich die russischen Granatlöcher regelmäßig vor der Linie. Sobald sich jemand gezeigt hatte, fielen die Treffer. Die kleine Gruppe von uns Berichterstattern war ja neulich auch innerhalb von fünf Minuten tadellos eingekreist worden. Wenn das Material von gleicher Güte wie die Arbeit der Beobachtung und der Kanoniere wäre, müßte das Resultat ein ganz anderes sein. Aber die Füllung der russischen Granaten muß fehlerhaft und ungenügend sein, freilich sind die Bodenverhältnisse — aufgeweichter Boden — auch ungünstig.

Wir gehen in der Senkung hinter dem niedrigen Wall und dem tiefen Graben, der die deutsche Schützenkette bezeichnet. Ein schmaler Strich, der die Russen vor dem Einfall in deutsches Land zurückhält. Er folgt den Biegungen und Erhebungen des Geländes, schmiegt sich überall kunstvoll an den Rücken der Hügel. Er ist wie ein Stahlband, das unsere Grenze umzieht. Jenseits beginnt die russische Gewalt. Das Band läßt sich dehnen und bewegen, es schiebt

Digitized by Google

sich hinein in das fremde Land, und hinter seinem Rücken ist deutsche Herrschaft.

Eben verlassen die Kürassiere ihre Laufgräben. Sie reiten rechts und links von unsern Wagen und freuen sich, etwas zu hören. Den Mannschaften konnte ich schon vorher von den schönen Dingen geben, die man mir zur Verteilung übersandt hatte.

Es muß für einen Kavalleristen ein ziemlich unangenehmes Stück sein, statt auf gutem Gaul Patrouille zu machen oder gar Attacke zu reiten, den lieben langen Tag im dreckigen Graben zu stehen. Laune scheint trotzdem noch vorhanden zu sein. Ein baumlanger Kürassier besah sich andächtig die hohen, mächtigen Kürassierstiefel, die wie die Siebenmeilenstiefel im Märchen aussahen. Der anhaftende Lehm hatte sie zu unförmlichen Ungeheuern vergrößert. Er sang ein bekanntes Soldatenlied in einer Umformung, die ja nicht gerade hervorragend schön, aber in der Art, wie sie der Mann zu seinem Stiefelreinigen sang, außerordentlich komisch war.

„Ich kann nicht traben, ich steh im Graben,
Muß Schildwach stehn und Patrouille g e h n und . . ."

Er legte den Ton dabei durchaus auf das ‚gehn'. Nebenbei war er sonst im Zivilberuf durchaus nicht poetisch, sondern Drogist.

Der Zivilberuf ist natürlich im Felde unter keinen Umständen vorhanden, höchstens seine brauchbaren Seiten dürfen sich zeigen. In einem Dorf vor Suwalki hatte man allerlei nette Sachen gefunden und — immer wieder selbstverständlich und trotzdem immer wieder gesagt — bezahlt. Man war dabei, das Mittagessen zusammenzustellen. Ein braver Husar, Kriegsfreiwilliger, meldete, daß er außerdem glücklich ein Huhn requiriert habe.

Man kommt nach dem selten opulenten Mahl mit nachfolgendem Kompott, Käse und Kaffee (!) ein wenig zu sich selbst, und ein neu ins Regiment überwiesener Offizier verbiestert sich in eine juristische Frage.

„Darf ich Ihnen vielleicht da unsern Kriegsfreiwilligen, Herrn Amtsrichter N., vorstellen, der wird die Sache glänzend explizieren!" sagt der Rittmeister.

Digitized by Google

Und Husar N. simpelt denn auch ‚dienstlich' Fach, daß die Herren grausend jeden juristischen Gesprächsstoff aufgeben, und lieber das beliebte Thema erörtern: Suwalki ist doch ein verdammt dreckiges Nest . . .

*

Wir fuhren zurück durch die Romintener Heide. Vor den mächtigen Tannen, wie ich sie so schön selten gesehen habe, flammten Birken und junge Ahörner.

Die Dämmerung legte bald Schleier über das Leuchten. Die Tannenspitzen standen dunkel und zackig gegen den Abendhimmel. Das Licht wurde dann, wie plötzlich, von den schweren Tannenmauern völlig verschluckt. Auf einmal hub es an, lang und mächtig laut. Ein starker Hirsch röhrte. Man hörte das Orgeln kurze Zeit, dann war es still, nur das Klatschen der Pferdehufe vor unsern Wagen war auf der nassen Straße zu hören.

Zuweilen jagte ein Reiter an uns vorüber, zuweilen überholten wir eine Kolonne. Sie saßen in ihre Mäntel gehüllt in die Wagenecken gekauert. Viele schliefen, die Zügel fest um die Hand gewickelt. Die abgetriebenen Pferde zuckelten im Kolonnenschritt vorwärts.

Dann und wann begegnet uns ein Mann in voller Ausrüstung. Er geht im langsamen Marschschritt vorwärts. „Wo ist das neununddreißigste Regiment?" So fragt der Versprengte vielleicht schon seit acht Tagen auf allen Straßen. Eben wenn er den Ort mühsam gefunden hat, ist das Regiment fort, und er zieht wieder im Marschschritt mit dem Affen auf dem Rücken, dem Gewehr über Schulter, weiter. „Wo ist mein Regiment?"

An den Brücken schreit uns regelmäßig ein Landwehrmann sein „Wer da?" entgegen. Einer fragte einmal statt dessen: „Wer ist dennn da?" Aber er hat dafür das Gewehr schon im Anschlag.

Auf freierem Stück Feld lodern Biwakfeuer. Man hat die Ersatzschwellen einer Kleinbahn zum Feuern benutzt. Die Glut ist so stark, daß der warme Hauch bis zu uns herüberschlägt. Man riecht gebratene Kartoffeln.

Wir fahren danach schneller. Denn wir merken die Kälte.

Digitized by Google

und eine herrliche Strohschütte haben wir uns auf dem Hinweg in einem leeren Pfarrhaus reserviert.

Mein Wagengenosse und ich müssen plötzlich ohne jeden Anlaß lachen. Wir denken gleichzeitig an das Bild, als zwei Kürassiere, Karabiner in der Hand, in gebückter Stellung zu einem Beobachtungsposten vor ihrer Schützenlinie schlichen. Die Silhouetten hatten sich gar zu komisch abgehoben. „Zu spaßig."

„Dolle Kerle dabei. Donnerwetter!"

Es wird wieder still. Die Pferde traben.

Der Himmel ist voller Sterne.

Ich denke, daß sie über Millionen deutsche Soldaten glänzen, die zu ihnen aufgucken mit tausend Fragen und felsenstarkem Vertrauen.

Der Stillstand der russischen Offensive

Armee-Oberkommando Ost, den 19. Oktober.

Die Lage

Der russische Offensivstoß aus der Linie Kowno-Grodno heraus und im Süden von Lomza her mit den wiederhergestellten Armeen Samsanoff und Rennenkampf, also dem Rest der Narew- und der Wilna-Armee, ist auf der ganzen Linie unter heftigen Artillerie- und Infanteriekämpfen zum Stillstand gekommen.

Soweit es im Rahmen unserer Operationen lag, sind die deutschen Kräfte dabei zum Angriff übergegangen, und die amtlichen Berichte haben ja die dabei erreichten Erfolge, die gewonnenen Geschütze und Maschinengewehre, die zahlreichen Gefangenen gemeldet.

Wir selbst konnten die Nutzlosigkeit der russischen Artillerievorbereitung auf die deutschen Stellungen hinter Wirballen beobachten, wir sahen das Nachlassen und die vielleicht gewollte Mattigkeit des russischen Angriffs gegen absichtlich nicht einmal starke deutsche Stellungen, bei denen Kavallerie eine merkwürdige Rolle spielte, und wir konnten

jetzt den Zusammenbruch des russischen Stoßes gegen eine andere Stelle unserer Front miterleben.

Die Stadt Marggrabowa wurde am 8. und 9. Oktober von den Truppen des Generals von Morgen genommen. Die dahinter befindlichen außerordentlich starken russischen Stellungen von Wilkassen nach Wielitzken wurden am 15. und 16. gestürmt. Es galt nun einige zu günstiger Stellung notwendige Positionen zu nehmen, andere gegen etwaige russische Gegenstöße zu behaupten. Diesen ausgedehnten Gefechten am 17. und 18. Oktober konnte ich beiwohnen.

Russische Schützengräben

Rechts und links von der Straße nach Wilkassen liegen die verlassenen russischen Schützengräben. Es gibt einen Indianerstamm, der sich im Felsengebirge dicht übereinander seine Höhlenwohnungen in Etagen kunstvoll aufbaut; von diesen Indianern müssen die Russen ihre Schützengrabentechnik gelernt haben. Vier, zuweilen sogar fünf Stockwerke übereinander sind die Höhlen angelegt, kunstvoll abgestützt mit Brettern und Tannenreisig bedeckt und innen und außen dick mit Stroh gepolstert. Ein reichliches Lager von gestohlenen Kleidern, Mänteln liegt neben russischen Decken und Uniformstücken in den Hütten zum Warmhalten. Manche Leute haben sich regelrechte Heusäcke zur Unterlage gestopft. Sie hatten sichtlich nicht vermutet, daß wir ihnen so wenig Zeit zur Benutzung dieser Schlafgelegenheiten lassen würden.

Zunächst scheint es, als müßte eine deutsche Granate die ganze Herrlichkeit durchschlagen, aber bei näherem Zusehen merkt man, daß die ganze Anlage sich so geschickt in die Bergmulde schmiegt, daß die erste und letzte Reihe noch im toten Winkel liegt. Das Zurückwerfen der Russen von hier muß eine schöne Arbeit gewesen sein.

Wenn man nicht nur seine Augen über die Erdwerke spazieren führt und auch von seiner Nase Gebrauch macht, könnte man diese Positionen einfach am Geruch schon als russisch erkennen. Aus manchen dieser Erdhöhlen schlug ein

Digitized by Google

bestialischer Gestank hervor; die Lumpen, das Stroh, die russischen Mäntel, alles roch gleichmäßig, trotzdem der starke Oktoberwind doch seit einem Tag über die leeren Löcher geblasen hatte. Freilich, gerade an diesem grauen Vormittag machte er lange Pausen und die Ferne verhängte sich mit mattsilbrigen Schleiern.

Artillerie-Gefecht

Die Kanonade vor uns wird stärker und stärker. Das Heulen der deutschen Granaten, die über uns hinweg den jenseitigen Waldrand, den Standpunkt der russischen Batterien beschießen, tönt in immer kürzeren Abständen.

Bei einer kleinen Ortschaft machen wir Halt. Ich benutze eine alte Leiter und erklettere einen schönen, gabligen Eichbaum, um Übersicht zu gewinnen. Man blickt weit in das Waldgelände hinein. Zuweilen schlägt eine Granate noch in das Astgewirr des Waldes vor uns. Ein Stückchen des Forstes zur Linken beginnt zu brennen. Mit dem Fernglas kann ich eine Waldlisière genau beobachten: drei Reiter. Ich halte sie für eine deutsche Husarenpatrouille, bis ich die Mützenform und den Mantel erkenne: Kosaken.

Es müssen besonders ‚tollkühne' Kosaken sein, die ich sehe, da sie sich vor ihrer Infanterie zeigen, denn nach den ersten Schlachten, nachdem das Pack merkte, daß Blei und Säbel der Deutschen gut arbeiteten, waren sie niemals mehr vor der Front zu erblicken. Wie es ja überhaupt Tatsache ist, daß die russische Kavallerie — auch die Heereskavallerie — oft in einer Weise versagt hat, die man nicht für möglich hält.

Der Blick von oben gibt keine weitere Ausbeute mehr. Es geht daher wieder weiter vorwärts. Hinter einer kleinen Straßenböschung legen wir uns nieder und können, die Arme auf dem Straßenrand, das Feuergefecht deutlich beobachten. Dicht vor uns hinter Wilkassen stehen drei Feldbatterien. Zwei davon dicht hinter dem Dorf und eine nach rechts gestaffelt. Es blitzt ununterbrochen. Gebäude weiter vorwärts werden von den Russen in Brand geschossen, der Rauch schlägt dick über das Dorf zurück. Die weißen

Digitized by Google

russischen Schrapnellwolken erscheinen jetzt genau über der feuernden Batterie. Die meisten platzen anfangs zu hoch, aber bald sind ein Dutzend Schrapnells in sechzig Meter Höhe zerplatzt.

Verwundete werden die Straße zu unserer Rechten entlang getragen, das muß Verluste geben. Aber unsere Batterien feuern ununterbrochen weiter, nicht übermäßig schnell, aber in gleichmäßigem Abstand, wie nach der Uhr.

Nach einiger Zeit, in der das Feuergefecht sich nicht verändert, läßt drüben das russische Feuer etwas nach. Wir wenden uns nach der Provinzstraße zu unserer Rechten, um möglichst nahe an unsere Linien zu kommen.

Im Schrapnellfeuer

Wir gehen ein paar Minuten lang die leicht ansteigende Straße, zu deren beiden Seiten die goldenen Birkenfahnen flattern. Eine Kavalleriepatrouille reitet zu uns heran und erklärt, daß diese Verbindungsstraße von den Russen mit Granaten beschossen würde. Da steigt auch schon hundert Meter vor uns die erste braune Erdsäule auf, bald folgen andere. Eine Birke wird zersplittert und eine goldene Blattwolke flattert über die Straße.

Wir wenden uns noch weiter nach rechts in den Wald. Gestern ist hier unsere Infanterie vorgegangen, überall sind leichte Spuren des Kampfes. Der Boden ist mit Heidelbeerkraut bedeckt. Ein paar schöne blaue weiche Beeren hängen noch im Kraut. Also, ich frühstücke im langsamen Vorwärtsschreiten.

Hinter einer kleinen Lichtung klingt jetzt von rechts vorwärts das ununterbrochene Klopfen der deutschen Maschinengewehre, die Infanteriesalven rollen unaufhörlich und ziemlich nah. Sobald das regelmäßige klopfende Geräusch der Maschinengewehre einsetzt, hat man deutlich ein Gefühl der Beruhigung.

Ich kann es verstehen, wie die Truppen das Einsetzen der Maschinengewehre als ungeheure Beruhigung empfinden. Selbst hier, ein paar hundert Meter zurück, fühlt man die stützende Wirkung. Die Truppe sehnt natürlich den Augen-

Digitized by Google

blick, da der klopfende Ton anfängt regelmäßig zu hämmern, herbei, und die Lösung der Spannung erscheint ihr immer zu spät. Jeder Verwundete erklärt: „Endlich bekamen wir Maschinengewehrunterstützung, aber viel zu spät!“ Und das Wort ‚viel‘ wird so gedehnt, daß man ordentlich die Verspätung merken soll. Dabei ist natürlich die Wirkung des Maschinengewehrs am stärksten und eindringlichsten, wenn es recht spät, möglichst im letzten Augenblick eingesetzt wird. Die Russen sind meistens außerordentlich geschickt in der Verwendung dieser Waffe, in der sie noch von dem mandschurischen Feldzug her große Übung haben.

Das Gewehrfeuer klingt jetzt ziemlich nahe. Am Waldrand, den man an ein paar Stellen durchschimmern sieht, steht das Infanteriegefecht. Wir durchschreiten eine neue Lichtung. Ein Summen wie von großen Käfern in der Luft. Ich stehe neben dem uns führenden Oberleutnant, der macht ein Gesicht, als ob er die Kugeln riechen könnte. „Ich schlage vor, lieber dort am Rand zu warten.“ Man hört ganz leicht, als ob Holz auf Holz stößt, das Einschlagen der Schüsse.

Wir liegen nun am Rand der Waldwiese. Nach rechts haben wir guten Ausblick auf die russischen Positionen. Ein paar Gehöfte innerhalb der russischen Stellung sind in Brand geschossen worden, die deutschen Granaten scheinen jetzt regelmäßig einzuschlagen.

Über uns, vor uns und neben uns spielt jetzt die ganze große Schlachtensymphonie. Die Granaten heulen über den Wald, die Salven rollen ununterbrochen und der trockenere Ton der Maschinen behauptet sich fest in dem Trio. Eben stehe ich auf, um Überblick nach links zu haben, da zerflattert über der Wiese ein weißes Wölkchen. Es hagelt um mich herum. Ein paar Tannenzweige treffen das Gesicht und ein Regen von gelben und braunen Blättern raschelt nieder. Das zweite Wölkchen erscheint, es ist nutzlos, hier zu bleiben.

Schräg nach links gehen wir rückwärts, aber der Waldrand wird jetzt von Granaten bestrichen. Ein kleines Gehöft, das wir beim Hinweg passierten, wird getroffen, aber die Granate zündet nicht. Die polnischen Bewohner ver-

Digitized by Google

lassen das Haus und ziehen sich von der Straße zurück, der alte Mann sagt: „Brüderchen, es ist gut, daß ich gestern meine Kuh verkauft habe.“ Aber die Frau weint still in sich hinein.

Die Verbindungsleute ziehen sich zu uns heran. Wir lernen sehr schnell, ‚das Gelände auszunutzen‘ und gehen einzeln über den frisch gepflügten und auffällig sauber bearbeiteten Acker. Es wird da ein merkwürdiger eiserner Samen in die Furchen gesät. Ich glaube aber, daß er auch harte und schwere Früchte tragen wird.

Bei schwerer Artillerie

Wir fahren, querfeldein, nach den Stellungen unserer schweren Artillerie auf dem rechten Flügel dieses Abschnittes unserer Front. Es ist kurz vor dem Positionswechsel, der nach seitwärts vorgenommen wird. Wir haben unsere Stellungen behauptet.

Ich kann hier wieder einen Teil der Zeitungen und Liebesgaben verteilen, die mir freundlichst zu diesem Zwecke überschickt wurden. Die Artilleriebrigade hatte lange keine Verbindungen gehabt. In zwei Minuten war auch kein Restchen mehr vorhanden. Mehr Zeit wäre auch kaum gewesen. Denn die Protzen fuhren schon im Galopp heran und die Mannschaft mußte arbeiten. Ein Teil der schweren Batterie blieb stehen und das Krachen und Blitzen ging regelmäßig wie nach der Uhr. Die Russen scheinen die Stellung noch nicht gefunden zu haben.

Es war auch jetzt ein ‚allgemeines Nachlassen des russischen Feuers festzustellen. Von dem Beobachtungsoffizier wurden gute Resultate der schweren deutschen Batterie gemeldet. Auf jeden Fall hatte sie und die anderen erreicht, daß sich die Infanterie vorn in den Schützengräben auf dreihundert Meter an die russische Stellung heranarbeiten konnte. Das Gefecht schien nach anfänglichem Schwanken eine günstige Wendung zu nehmen. Das war der Eindruck, den wir mit nach Marggrabowa nahmen.

Digitized by Google

Beim Korpsstab

Am Abend hatte Exzellenz Morgen die Liebenswürdigkeit, zwei andern Kollegen und mir das Ergebnis der zwei Tage ausführlich auseinanderzusetzen. Exzellenz führte uns in die gesamte Situation ein und schloß, daß er mit dem Ergebnis des Tages zufrieden wäre. Wir hätten unsere Position behauptet und sie an den notwendigen Stellen vorwärtsgeschoben.

Es wird in anderm Zusammenhang Gelegenheit sein, auf die eingehenden Ausführungen des Siegers von Augustowo und Lyck zurückzukommen. Auf jeden Fall lernten wir kennen, daß sich die Energie und Härte des deutschen Offizierkorps auch mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit verbinden kann. Die zwei Abende beim Stab des Generals von Morgen werden für mich zu den angenehmsten Erinnerungen des Feldzuges gehören. Nicht, weil es sehr guten Rotspohn gab, den wir seit längerer Zeit nicht mehr kannten, sondern weil das entgegenkommendste Verständnis unsere Aufgabe erleichterte, die wir ja nicht für uns, sondern für die erfüllen, die mit heißer Spannung jede Nachricht vom Kriegsschauplatz erwarten.

Im wiedereroberten Lyck

Armee-Oberkommando Ost, den 20. Oktober.

Unser Auto rast an Cresken, an dem schönen See von Przytullen und an Stradaunen vorbei. Die Türme von Lyck leuchten in dem kurzen Sonnengeflimmer, das bald wieder von Wolken verhangen wird.

Lyck war eine wunderschöne kleine Stadt mit der liebenswürdigsten Einwohnerschaft. Kurz, nachdem die Russen abgezogen waren, lagen wir acht Tage dort in Quartier. Nach Insterburg war es in dem freundlichen Städtchen ordentlich heimelig, wir bekamen den sauberen und netten Ort beinah lieb. Bei der neuen Offensive der Russen fiel Lyck, das sehr ungünstig im Kessel liegt und kaum zu halten ist, wieder in die Hände der Russen.

Digitized by Google

Nach zwei Tagen wurden die hier vorgestoßenen Teile der regenerierten Narew-Armee wieder hinausgejagt. Hauptmann Meyer von den Jägern, sonsten Oberförster, warf hier schließlich mit zusammengestellten Kräften den Einbruch in glänzender Manier zurück. Die Angriffskraft dieser russischen Armee soll allerdings ganz besonders gering gewesen sein, da auf einen ausgebildeten Mann drei Rekruten kommen, die gerade seit vier Wochen unter den Fahnen stehen, wie Gefangenen-Aussagen berichten.

Wie es auch sei, Lyck war wieder unser.

Zum ersten Mal konnte ich die Verwüstungen des Krieges an einem Städtchen abschätzen, das ich vor der Verwüstung gut kennen gelernt hatte. Die russischen Granaten hatten den schönsten Teil der Stadt zerstört. Von der Kirche standen nur noch die beiden Giebelmauern. Die neuen und schönen Häuservierecke am Eingang der Bahnhofsstraße auf dem Markt sind ein Trümmerhaufen; während unserer Anwesenheit stürzte ein Giebel, der noch stehen geblieben war, ein.

General François besichtigte die Verwüstungen und die in Schutt verwandelte Kirche; das Schicksal der schönen Stadt schien den Oberkommandierenden besonders tief zu berühren.

Die Straßen waren ausgestorben. Ich sah keine fünfzig Menschen. Die Wohnungen und Läden waren in russischer Weise verwüstet. Es ist nur erstaunlich, wie es die Russen fertig bekommen haben, die schönen und sauberen Wohnstätten in so kurzer Zeit zu Schweineställen umzuwandeln. Sie haben ja eine außerordentliche Übung auf diesem Gebiet, aber trotzdem bleibt das Ergebnis ein verblüffendes. Freilich, ein paar Läden, die besonders verwüstet waren, haben sich das selbst zuzuschreiben. Überall lagen dort die albernen Witzkarten auf die Russen umher, die unserer nicht würdig sind. Ich kann es verstehen, daß die Zerstörungswut dadurch besonders angereizt wird. Wir wollen doch das Maulheldentum und die Grimassen neidlos den Feinden überlassen. Ich hörte, daß man auch schon energische Schritte gegen diese Art von Kriegskarten unternimmt. Auch derber Humor kann rein sein. Es ist sicher, daß

Digitized by Google

diese Art Humor im Felde nicht entstehen könnte. Unsere Soldaten sind bewunderungswürdig, wie sie selbst in den schwersten Lagen ihren urwüchsigen und herzstärkenden Humor nicht verlieren.

Die Anlagen von Lyck stehen herbstlich und still in der toten Stadt. Eine Anzahl von russischen Gefangenen reinigt die verschmutzten Straßen. Der Unteroffizier, der sie beaufsichtigt, ordnet das Besenführen ganz militärisch. Als die Mittagspause herannaht, kommandiert er: „Besen hoch! Besen über!“ Die Gefangenen ordnen sich zu Reihen und schultern ihre mächtigen Reisigbesen. Dann kommt, militärisch kurz, das merkwürdige Kommando: „Achtung! Zum Fressen!“ Die Russen verstehen ausgezeichnet, ihre breiten Gesichter grinsen freundlich. Ich habe, wie fast immer, den Eindruck, daß sie sich außerordentlich wohl befinden.

So reinigen die Russen die Stadt Lyck von dem russischen Schmutz. Sie werden sie letzten Endes auch wieder aufbauen müssen.

Kaiserin-Geburtstag an der Grenze

Marggrabowa, den 22. Oktober.

Die Fenster der Kirche zu Marggrabowa werfen gelbe Lichtvierecke auf den kleinen Hügel und die Anlagen. Der Wind streicht über die kahlen Zweige der alten Lindenbäume.

Es geht ein kurzer Weg von dem Markt zu der höher liegenden Kirche, die den Mittelpunkt des riesengroßen Platzes bildet, der Weg ist voll von Menschen, die sich langsam in das geöffnete Portal schieben. Ehe noch die letzten Versäumten das Tor erreicht haben, setzt drinnen die Orgel ein. Es ist wie Weihnachten, ich habe kein anderes Gefühl, ich erwarte fast, daß ein Weihnachtslied über den Platz schallt.

Es ist Festgottesdienst für den Geburtstag der Landesmutter. Drinnen sitzen Soldaten und Bürger, alle Chargen, und der Rest der Einwohner, die in der Stadt geblieben sind. Das Licht fällt über feste Gesichter und flimmert

Digitized by Google

seltsam in den Säbelgriffen und fängt sich in dem schweren blonden Haar von ein paar jungen Mädchen, die vor sich hin weinen.

Der Kirchengesang schlägt hell und fast hart zur Decke. Dann wird es sehr still, so still, daß man das Atmen hört, als der Pfarrer sagt: Wir wollen beten. Es gehen Ewigkeiten vorüber . . .

Als ich die Kirche verlasse, klingt der Donner der neuen, schweren russischen Geschütze herüber, die sie von Grodno in Position gebracht haben. Gestern haben sie die ersten Granaten aus den mächtigen Rohren auf unsere Stellungen verschossen.

Am Abend glänzen auf dem Tisch des Korpsstabes kunstvolle Wachslichteraufbauten. Jetzt riecht es sogar nach Weihnachten, als man hier den Geburtstag der Landesmutter feiert. Den Salut zu der Geburtstagsrede feuern wieder pünktlich die Geschütze, die nur ein paar Kilometer weiter neun Dörfer aufflammen lassen.

Von der kleinen Terrasse des Hotels sehe ich die vielen Rotenkreuzfahnen der Verbandswagen im Nachtwinde wehen und das scheint mir zu dieser Geburtstagsfeier zu gehören: Das Wehen der Fahnen mit dem roten Kreuz auf weißem Grunde.

Beobachtungen über die russische Armee

Armee-Oberkommando Ost, den 25. Oktober.

Die Wirksamkeit der russischen Armee war in drei deutlich getrennten Abschnitten zu beobachten. In den Kämpfen bis zur Schlacht von Tannenberg (bei Insterburg, Gumbinnen und so weiter) in den beiden großen Schlachten bei Tannenberg und den Masurischen Seen, und in dem letzten russischen Offensivstoß, der jetzt endgültig zum Stillstand gekommen zu sein scheint.

Das Bild, das sich von den verschiedensten russischen Waffengattungen aus diesen bisherigen Kämpfen ergibt, ist für zwei Gruppen gleichmäßig. Für Kavallerie und Artillerie.

Digitized by Google

Die Kavallerie hat von Anfang an versagt, ihre ersten Vorstöße, die Ostpreußen überschwemmen sollten, brachen unter dem Feuer von Landsturmkompagnien zusammen; später bei Tannenberg und den Masurischen Seen war die Aufklärungsarbeit der Kavallerie außerordentlich schlecht und ungenügend. Daß den Kosaken jeder militärische Wert abzusprechen ist, scheint die russische Heeresleitung von vornherein gewußt zu haben, sie sollten nur ‚beunruhigen'; daß dies Gesindel aber brigadenstark vor deutschen Radfahrerpatrouillen ausgerissen ist, scheint nicht einmal die russische Heeresleitung angenommen zu haben. Denn in den Briefen eines höheren russischen Offiziers, die man gefunden hat, stand der bezeichnende Satz, daß er sich die Minderwertigkeit der Kosaken-Kavallerie doch nicht so hoffnungslos vorgestellt habe. Augenblicklich ist die russische Kavallerie vor der Front überhaupt kam mehr zu sehen. Daß ich neulich von dem günstigen Ausblick eines hohen Eichbaumes eine Kosakenpatrouille mit dem Fernglas beobachten konnte, ist ein sehr seltener Zufall.

Die Behandlung der Pferde spottet jeder Beschreibung. Ich habe nach Hohenstein und nach den Masurischen Seen Gäule der russischen Heereskavallerie gesehen, die in diesen ekelerregenden Zustand nur dadurch geraten sein konnten, daß sich der Mann überhaupt nicht um seine Pferde kümmerte. Was ich damals nach Hohenstein schrieb, hat sich vollauf bestätigt: eine Kavallerie, die derart mit ihren Pferden umgeht, kann nichts leisten, ihr fehlt jeglicher Reitergeist. Sie kann ein Land vielleicht ebenso schinden wie die armen Klepper, aber sie wird niemals ernsten, kavalleristischen Aufgaben gewachsen sein.

Auf dem südöstlichen Teil unserer Front, scheint ja denn auch der neueste russische Kavallerie-Flankenstoß gleich im Anfang kläglich zusammengebrochen zu sein.

Es kommt dazu, daß die Russen scheinbar über Pferdemangel zu klagen haben. Anfangs war das Material teilweise gut, wenn auch die Behandlung schlecht blieb. Jetzt ist beides gleichmäßig minderwertig: Material und Behandlung. Die letzten Pferde, die eingebracht wurden, haben

Digitized by Google

mit größeren und sehr mageren Katzen bedeutend mehr Ähnlichkeit als mit Gäulen.

Die Artillerie war von Anfang an die beste russische Waffe. Zu Beginn des Feldzuges sollen einige Granaten tatsächlich mit Lehm und ähnlichem Zeug gefüllt gewesen sein. Es ist möglich; jedenfalls sind diese echt russischen Mängel sehr bald abgestellt worden.

Die Sauberkeit des russischen Schießens ist fast überall gleichmäßig und hervorragend. Was ich an russischen Schrapnells beobachten konnte, kam meist in der richtigen Entfernung zum Platzen. Aus erklärlichen Gründen möchte ich hier auf Einzelheiten des russischen Artilleriematerials nicht näher eingehen. Die Rückzugdeckung durch Artillerie scheint nicht immer richtig gewesen zu sein, so sehr die Russen Künstler des planmäßigen Rückzuges sind.

Anders als bei Kavallerie und Artillerie, die eine gleichmäßige Beurteilung zulassen, steht es mit der russischen Infanterie.

Nach der vernichtenden Niederlage von Tannenberg wurde der Rest der Narew-Armee reorganisiert.

Wie die Reorganisation ausgefallen ist, zeigt sich daran, daß eine Handvoll Landsturmleute mehr als eine Division dieser Armee aufhalten konnte. Nur die Furcht, die ihnen die Offiziere immer wieder einjagen, daß sie in deutscher Gefangenschaft zum mindesten gehängt würden, hält den größeren Teil dieser Leute zusammen.

Die ehemalige Wilna-Armee ist durch frische sibirische Korps verstärkt worden. Wie die gesamte russische Infanterie sind auch diese Korps zum Angriff nicht zu gebrauchen, aber sie halten im Schützengraben bis zum Äußersten stand. Die vielen kleinen Gestalten, die kindliche Haltung, die ich bei sehr vielen Gefangenen nach Tannenberg und Gerdauen beobachten konnte, fehlt hier. Gut ausgerüstet, große, starke, blonde Burschen, die ein gutmütiges Lachen haben und sich kindlich freuen, wenn man ihnen mitteilt, daß sie bei uns keineswegs massakriert würden.

Bei den anderen Teilen der zehnten russischen Armee muß das Aushalten allerdings dadurch erzwungen werden, daß die Offiziere mit geladenen Revolvern hinter

Digitized by Google

der Front stehen. Dies haben die vielen Gefangenenvernehmungen, denen ich beiwohnte, stets ergeben. Erst gestern wurde es von ein paar recht intelligenten Polen wieder bestätigt. Es ist möglich, daß, wenn der russische Offiziersverlust einen gewissen Prozentsatz übersteigt, der Zusammenbruch der russischen Armee verhältnismäßig sehr viel rascher vor sich geht, als man nach den Erfahrungen von anderen Armeen schließen durfte. Es ist möglich, daß er dann überhaupt nicht mehr aufzuhalten sein wird. Vorläufig ist dieses Maß aber noch nicht erreicht, und da der russische Offizier ziemlich vorsichtig ist, kann man über die Zeitpunkte des Eintretens dieser Möglichkeit schwer etwas sagen.

„Man hat uns fortgejagt, Exelenz, wir mußten schießen, sonst wurden wir erschossen," sagt ein junger Finnländer, der die blauen Jungenaugen voll Furcht hatte. „Ich will so gern in Deutschland arbeiten mit den Kameraden. Werde ich dürfen, Exelenz?"

Mit solchen Truppen kann man keine energischen Offensivstöße durchhalten. Leitung und Geist des russischen Generalstabes ergeben dann noch ein Kapitel für sich, das jetzt nicht abgehandelt werden soll.

Im Gefecht beim Korpsstab

Armee-Oberkommando Ost, den 27. Oktober.

Ein Stabsauto brachte mich in rascher Fahrt zu dem Artilleriebeobachtungsstand, den Exzellenz Morgen in liebenswürdiger Weise uns als geeignetsten Beobachtungspunkt ausgesucht hatte. Unsere schweren Fünfzehnzentimeter-Haubitzen machten gerade Pause, als wir vorbeikamen. Das Auto wurde hübsch in gedeckte Stellung gefahren, und wir gingen zu Fuß den Hügel hinan, dessen Flanken noch von den russischen Schützengräben aufgerissen waren, die die Unsern vor kurzer Zeit gestürmt hatten. Ein paar spärliche Kiefern wuchsen oben auf der Spitze und daneben lag ein zusammengeschossener Triangulationspunkt.

Exzellenz beobachtete schon oben die Entwicklung der

Digitized by Google

Schlacht, und ich hatte nun während des ganzen Tages den Vorzug, in die ungeheure Maschine des modernen Gefechts hineinblicken zu können.

Die Batterie Österreich, bei der wir uns befanden, hatte ihren Beobachtungsstand mit aller Kunst ausgebaut. Da gab es eine kleine Hütte mit Sitzbänken und mehrere Höhlen, die über eineinhalb Meter in die Erde gingen. Oben hatte man das Holzdach säuberlich mit Stroh und Zeltbahnen bekleidet, und auch unten bildeten riesige Lagen von Roggenstroh die einigermaßen warme Unterlage. Ich glaube trotzdem dem Batteriechef und seinen Leutnants, daß man „des Nachts vor dem Einschlafen mindestens eine halbe Stunde lang das monotone Geräusch der aufeinanderklappernden Zähne hörte.“ Übrigens wäre die Verpflegung sonst außergewöhnlich ideal, was mir die leeren Büchsen von Halberstädter Würstchen auch zu beweisen schienen.

Nach kurzer Zeit begann sich das Gefecht lebhaft zu entwickeln. Die Batterien weiter rechts von unserem Standpunkt, und bald die Batterie hinter uns begannen zu feuern. Nach wenigen Minuten schienen die ersten Gehöfte Feuer gefangen zu haben.

Grauschwarzer Dampf steigt langsam hoch; der Batteriechef sieht befriedigt durch das Scherenfernrohr. Er läßt ein wenig verlängern.

„Schuß!“ „Schuß!“ wiederholt der Gefreite, der unten in der Erdhöhle das Telephon bedient. Ein paar Augenblicke später saust wieder eine Granate über unsern Kopf. In Woynassen flammt es hell auf. Durch das Glas sehen wir deutsche Infanterie, die sich in langer Linie auflöst. Am Waldrand hinter W. kann man deutlich russische Soldaten erkennen.

Es kommen Meldungen von der Front. Exzellenz läßt eine neue Telephonverbindung herstellen, und die Division bekommt neuen Befehl. Kurz vor Mittag wird Meldung erstattet, daß der Kirchhof von W. in unserem Besitz ist. Im Dorf W. muß jetzt eine riesige Feuersbrunst sein. Die Flammenzungen fassen an ein paar mächtige Bäume, die in dem scharfen Wind bald wie Fackeln auflodern.

Wie auf Verabredung schweigt jetzt für kurze Zeit das

Digitized by Google

russische Feuer. Da um diese Zeit die Russen öfter eine kleine Pause einlegen, hat man bei uns schon überall den Witz von der ‚russischen Mittagspause' gemacht. Auf jeden Fall wird der Wink beherzigt, und der Verpflegungsrat des Korps beginnt seine Tätigkeit. Er hat es fertig gebracht, warmen Kalbsbraten mit richtig gehenden Kartoffeln bis hier herauf zu bekommen. Exzellenz versichert übrigens, daß dies eine ganz besonders glückliche Lage sei.

Es kommt eine Meldung von einem Regiment, daß Höhe Hundertdreiundsiebzig genommen sei.

Der ganze Stab sieht aufmerksam durch die Gläser auf die Ebene, in der in der Ferne größere Waldstücke und ein paar Gehöfte eingesprengt sind. Der harte Wind schneidet in die Finger, die das Glas halten. Man wartet. Dies Warten gehört so unabänderlich zum modernen Krieg wie die Riesenwirkung der schweren Haubitzen und die Meilenausdehnung der Fronten. Immer wieder ist das die Situation: man hält die Hand an das Glas, sieht in die Ebene, auf der sich ein paar Pünktchen bewegen, sieht die weißen Schrapnellwolken, die Brandwirkung der Artillerie, man sieht, bis die Augen schmerzen — und wartet.

Einem Offizier wird die Meldung gebracht. Er meldet selbst an Exzellenz weiter: „W. ist in unserem Besitz."

Der Kampf um W. muß außerordentlich heftig sein, denn dreimal im Laufe der Zeit wird die Meldung wiederholt, bis wir das brennende Nest fest in der Hand haben.

Bald folgt die dürre Nachricht: unsere Infanterie steht fünfundsiebzig Meter vor dem Waldrand. Jetzt kann ich sehen, wie die aufgelöste Reihe zwischen den Stämmen verschwindet. Längst hat das Klopfen der Maschinengewehre eingesetzt, und ununterbrochen rollt das Gewehrfeuer. Die Batterie hinter uns hat Zielrichtung geändert, man kann das Einschlagen der Granaten in der neuen Richtung deutlich erkennen. Ich trete ein paar Schritte aus dem Kiefernwäldchen rückwärts auf das Feld und sehe plötzlich, in vielleicht tausend Meter Höhe, einen russischen Flieger über unserer Batterie. Ich kann deutlich mit dem Fernglas den russischen schwarzen Kreis erkennen. Da flattert auch schon ein feiner weißer Strich von dem Flieger herab. Drei-

Digitized by Google

hundert Meter über unsern Geschützen etwa erscheint ein kleines weißes Wölkchen. Das Flugzeug saust weiter, und ein zweites Wölkchen bildet sich in einer Entfernung. Markierungspunkte für die russische Artillerie. Die macht aber keinen Gebrauch von der Zielhilfe. Sie richtet ihr Feuer auf den Wald, durch den jetzt die deutsche Infanterie vorrückt, und in immer schnellerer Reihenfolge erscheinen die Schrapnellwolken über den Kiefernspitzen.

Als der Flugapparat unsere Schützenstellung überfliegt, beginnt ein lebhaftes Feuern gegen ihn; leider vergeblich. Er hat sich mit ein paar Wendungen in ziemlich bedeutende Höhe geschraubt. Exzellenz erzählt bei der Gelegenheit, wie die Russen drei ihrer eigenen Flieger herabgeschossen hätten. Den einen Fliegeroffizier hätten sie mit dem Kolben halb tot geschlagen, bis sie an dem schimpfenden Stöhnen erkannten, daß es ihr Landsmann war.

Die Lage vorn scheint sich weiter günstig zu entwickeln. Es kommen Meldungen, daß das Regiment so und so von russischer Artillerie stark belästigt würde, man bäte um Artillerieunterstützung. Eine schwere Batterie weiter rechts bekommt die nötigen Befehle.

Langsam gehe ich den Hügelhang zu unserer feuernden Batterie hinunter. Gerade als ich unten anlange, ertönt aus der kleinen Erdhütte der Befehl, der sofort weiter gegeben wird: ‚Feuerpause'. Die Kanoniere hocken sofort an einem Protzendeckel, der als Tisch benutzt wird, und spielen einen Kriegs-Sechsundsechzig. Wie ich feststelle, wird eine tadellose Mettwurst ausgespielt. Ehe das Spiel in das richtige interessante Endstadium getreten ist, kommt durch das Telephon die Meldung, daß die Batterie feuert. Die neue Einstellung wird angegeben und weiter gesagt, und dann kommt das Kommando ‚Schuß', und der Kanonier reißt an der Zündschnur. Deutlich kann ich bei der leicht einsetzenden Dämmerung die Flugbahn des Geschosses verfolgen. Die außerordentlich starke Erschütterung dröhnt noch in meinen Ohren, da kommt der Befehl für das zweite Geschütz. Man hat vergessen, die Sicherung herauszunehmen, so daß der Brummer nicht losgeht, als an der Schnur gerissen wird.

„Zweites Geschütz fällt aus! Erstes Geschütz Schuß!"

Digitized by Google

Und von Geschütz drei und vier klingt die höhnende Frage: „Seid ihr eigentlich Kanoniere, oder schießt ihr mit Zuckerhüten?“

„Geschütz drei Schuß!“ unterbricht der Befehl jede weitere jetzt ziemlich ‚grobkalibrige‘ Auseinandersetzung.

Das russische Feuer hat abgeflaut. Die Gewehrsalven sind kaum zu hören, das Gefecht hat sich deutlich nach vorwärts entfernt. Mit ein paar Worten hat Exzellenz die Liebenswürdigkeit, das Resultat des Tages zusammenzufassen. Wir haben auf fast allen Punkten unsere Absicht erreicht. Woynassen und der Waldabschnitt ist in unserem Besitz.

Die Dämmerung sinkt unheimlich schnell herab, und als wir im Auto zurückfahren, sehe ich eine merkwürdige weißliche Wolke wie von einem Schrapnell am Himmel. Erst beim genauen Zusehen erkenne ich, daß es der Mond ist, der in dem weißen, wattigen Wolkengeschiebsel schwimmt. Es geht mir durch den Kopf: selbst der Mond sieht jetzt aus wie eine Schrapnellwolke.

Fahrt in Rußland. — Ein Nachtgefecht

Armee-Oberkommando Ost, den 1. November.

Wieder über die Grenze

Die Straße, die eben noch glatt und schön nach Mierunsken lief, wird wieder breit, voller Buckel und Löcher. Mein Auto hat die Grenze wieder überschritten. Das Schilderhaus sieht immer preußischer aus, die orangefarbene Einfassung der schwarz und weißen Streifen ist noch mehr verblaßt. Die hohen gußeisernen Meilenanzeiger huschen vorüber, die hügelige Landschaft in ihrem merkwürdigen verwahrlosten Reiz ist durchflogen, der breite Marktplatz von Filipowo ist wieder erreicht. Der Schmutz und die vielen Pfützen, die den Mittelpunkt bildeten, sind gefroren. Es wird zwei Grad Kälte sein. Der eisige Wind zerschneidet bei der Fahrt das Gesicht. Man fühlt zunächst jede Muskel, um bald überhaupt nichts mehr zu fühlen. Mit großer Befriedigung stelle ich fest, daß die wollenen Mützen, die den ganzen

Digitized by Google

Kopf bedecken, und nur einen Ausschnitt für das Gesicht haben, ausgezeichnete Dienste tun. Eine Kavalleriepatrouille, die eben auf den Markt von Filipowo einreitet, hat die gleiche Vermummung. Der Führer deutet auf die Kappe und sagt nur kurz: „Gut, was?“ Ich nicke mit möglichster Lebhaftigkeit, denn der Wind nimmt meine Worte fort.

Von Filipowo schlage ich den Landweg nach Przerosl ein. Vor vierzehn Tagen war der echt russische Weg für ein Auto sicherlich nicht passierbar. Es ist kein Weg, sondern eine Strecke Land, das gerade nicht beackert ist. Dabei geht es steil die Hügelkette hinauf, der große See von Rospuda glänzt bald in ziemlicher Tiefe. Die deutschen Pioniere und die Kälte haben die Straße fahrbar gemacht. Es ist erstaunlich, wie schnell die russischen Wege von unserer deutschen Heeresleitung verbessert werden. Ich bin im Laufe dieses Tages noch manchen Kilometer russischen Landweg gefahren, überall hat die deutsche Verbesserungsarbeit mit bewunderungswürdigem Resultat eingesetzt. Da sind Hunderte von jungen Erlen gefällt worden, und man hat an einer sumpfigen Stelle einen sauberen, festen Knüppeldamm hergerichtet, da sind kilometerlang frische Straßengräben gezogen worden, da sind die unzähligen Löcher mit Kies ausgefüllt, da sind die gefährlichen Stellen durch lange Pfahlreihen gesichert worden. Kurz, aus einem russischen hat man beinahe einen deutschen Landweg gemacht.

Das Auto schraubt sich langsam die starken Steigungen hinan. Man sieht sehr weit in der harten Luft. Ich habe zum ersten Mal Zeit, den russischen Acker auf lange Strecken genau zu sehen. Es ist trostlos. Daß alle irgendwie schwieriger zu bebauenden Stellen überhaupt nicht angebaut sind, (nicht brachliegen, sondern niemals bebaut wurden, man sieht es an der festen kurzen Grasnarbe, den bewachsenen Felsblöcken, dem dünnen Strauchwerk) mag dahingehen, aber, wie die bestellten Felder aussehen, spottet jeder Beschreibung. Es ist das gleiche Land wie ein paar Meilen weiter jenseits der Grenze, aber die Äcker scheinen hier statt mit Getreide mit Steinen besät worden zu sein. Es sind nicht etwa Stücke, die des Krieges wegen nicht bestellt wurden, man erkennt deutlich die Bestellung, aber die Lieder-

Digitized by Google

lichkeit, mit der sie gehandhabt wurde, ist ebenso deutlich zu sehen. Der dürftige und verwahrloste Eindruck dieser Äcker ist geradezu niederdrückend, gibt der Landschaft diesen merkwürdigen, fremden Ausdruck, den man ein paar Kilometer hinter der Grenze zunächst nicht ergründen kann. Dabei liegt die breite Straße wie ein unordentliches Band über den Hügelreihen; über den steinigen Boden fegt heulend der eisige Wind. Das ist das Rußland, wie es die primitive Phantasie sich nur immer vorstellen kann. Ich weiß, daß es ein anderes und großartiges Rußland gibt. Ich weiß, daß man sich nicht leicht unter einem typischen Bild das große Land vorstellen darf; trotzdem, diese armselige, verwahrloste Landschaft mit dem Nordwind darüber, mit den Holzhütten, mit den Bewohnern, die ihre Kappe auf die Brust halten, wenn das Auto vorübersaust, ist mir Rußland.

Der Kolonnenführer, den ich nach dem Weg frage, sieht meinen Blick in die Weite. „Schönes Land, was? Ich kann's verstehen, daß der Bagage bei uns alles so märchenhaft schön vorkam!" Ich auch.

In Przerosl

Zunächst gehe ich zum Stab, der hier liegt, um mich nach dem Stand des Gefechtes zu erkundigen. Hier ist augenblicklich nichts Bedeutendes zu erwarten, aber ich bekomme den Rat, ein paar Kilometer weiter zu fahren, dort ist lebhaftes Artillerieduell. Es ist möglich, daß ein paar Schrapnells über die Straße fliegen, aber es steht gut. „Sie werden gut Anschluß an die Truppe finden können," sagt mir der sehr liebenswürdige Adjutant.

Am Auto ist eine kleine Panne in Ordnung zu bringen, ich benutze die Zeit und gehe in die Kirche von Przerosl. Ein katholisches Gotteshaus, — orthodoxe Kirchen gibt es hier in Polen natürlich nur bei den Kasernen und offiziellen Stellen — das halb aus Backstein und halb aus Holz aufgebaut ist. In der Mitte des Kirchenraumes steht ein schwarzer Holzsarg, auf dem weiße Totenköpfe gemalt sind. Rechts und links vom Eingang ein paar tannene Bänke.

Digitized by Google

Der Boden: rote Sandsteinfliesen. Ein paar polnische Bäuerinnen in großen farbigen Umschlagtüchern beten vor einem der Nebenaltäre. Eine junge Frau liest das Gebet laut vor sich hin, ein alter Mann berührt mit der Stirn den Boden. Vorn am Hauptaltar beten still ein paar deutsche Soldaten. So oft die Türe aufgeht, hört man deutlich den Kanonendonner. Die Frauen schrecken dann jedesmal zusammen und drehen noch schneller am Rosenkranz. Ein junger Mensch mit langsamen und schweren Bewegungen steckt nun Wachslichte auf den Altar.

Noch einmal mache ich draußen Halt und gehe in eines der niedrigen Holzhäuser, um genau nach dem Weg zu fragen. Durch einen winzig kleinen, fensterlosen und deshalb dunklen Kramladen, in dem armselige Eisensachen zum Verkauf stehen, stolpere ich in die große zweifensterige Stube. An der einen Längswand ist eine starke Lage Stroh gebreitet, als Lager für die deutsche Einquartierung. Im Hintergrund an der Ofenbank, vor der ein kleiner Tisch steht, sitzt die ganze Familie. Ein alter Mann, der während der ganzen Zeit, da ich im Zimmer weile, stumm an der kalten Pfeife raucht, ein jüngerer Mann — der Schwiegersohn, wie ich erfahre — eine Tochter und eine Schwiegertochter. Beide junge Frauen haben kleine Kinder auf dem Arm; die Tochter verläßt sofort den Raum, als ich eintrete. Auf dem Stroh schläft in zusammengekrümmter Lage ein baumlanger Kürassier, ein anderer sitzt auf dem Sofa an der gegenüberliegenden Wand und schläft auch sehr fest, den Kopf auf die Hände gelegt, die wieder auf einem großen runden Tisch ruhen. Am Fenster steht ein Kamerad von ihnen und spricht mit der alten Frau, die das Regiment hier zu führen scheint. Ich frage, ob man eine Tasse Kaffee bekommen kann: „Filizanke, kawy?" Sie erzählt eine große Geschichte darauf, die meine polnischen Kenntnisse in Unordnung bringt und sie schließlich zum Rückzug zwingt.

„Da liegt der Knüppel beim Hund," sagt der Kürassier. „Hier ist nichts, alles was wir essen, bringen wir uns selbst mit. Die Russen haben alles mit fortgeschleppt, nicht wahr, Frauchen?" wendet er sich an die Alte.

Die lacht ganz drollig: „Ach, gehen Sie doch," sagt sie.

Digitized by Google

Es scheint eine Art Neckverhältnis zwischen dem mächtigen Kürassier und der kleinen klugen, alten Person zu bestehen. Er vermittelt mir denn auch in kurzer Zeit ein Glas ausgezeichneten Tee. Ich habe ein Fünfundzwanzigpfennigstück und einen Zehnpfenniger in der Hand und will die größere Münze der Alten geben. Sie lacht wieder ihr „Gehen Sie doch," und nimmt den kleineren Nickel. „Deutsche Soldaten sollen nicht sagen, daß sie zu viel gezahlt haben."

„Ordentliche Leute in diesem Haus," sagt der Kürassier, „komische Leute, sie haben nicht mal Läuse." Die kleinen Schlafkammern sehen sehr sauber aus.

Die Schwiegertochter nestelt ruhig ihren Brustlatz auf und gibt ihrem Säugling zu trinken. Man hört das schmatzende Saugen des Kindes. Der Kürassier blickt plötzlich angestrengt zum Fenster hinaus. Dann fragt er mich, ob ich nicht wüßte, wo die Reserve-Ulanen ständen. „Es ist nur, mein Rittmeister von früher ist da wieder eingetreten. Gottchen, und das eine Bein hat doch schon damals nicht gewollt. Aber was der Mann will, das will er." Ich kann dem Kürassier nur sagen, daß sein Rittmeister vor acht Tagen mit mir Suppe aus der Goulasch-Kanone aß und über die Russen gottsjämmerlich schimpfte, weil sie ihm sein bestes Pferd entzweigeschossen hatten, als der Bursche zur Feldschmiede ritt.

Draußen geht der Chauffeur trotz des Pelzes auf und ab und schlägt die Arme übereinander. Ich gehe zum Auto zurück.

Gefecht

Wir fahren. Bei einem kleinen Dörfchen vor Szittkehmen lasse ich das Auto halten. Ein paar hundert Meter auf den Hügeln vor uns geht ein Feuerwerk von Schrapnellkugeln nieder. Unsere Batterien zur Rechten und zur Linken der Straße gaben schnell hintereinander Salvenfeuer. Es dröhnt, daß man meint, der Hügel müßte zittern. Seitwärts, dann wieder vorwärts, zur Rechten, einmal zur Linken platzen die russischen Schrapnells. Das Funkengeprassel gegen den sternenlosen, dunklen Nachthimmel ist grandios.

Es mögen vier bis fünf Grad Kälte sein. Der Wind ist messerscharf.

Digitized by Google

Ich bin hierher gefahren, weil in dem Städtchen, in dem ich Quartier hatte, wieder einmal die Furcht umging. Jeder sah den andern mit ängstlichen Augen an, jeder packte heimlich, und es war wieder das seltsame Huschen und Flüstern auf der Straße: Die Russen sind durchgebrochen! Unsere Truppen gingen vor überstarkem russischen Anprall zurück und stehen jetzt in vorzüglicherer Stellung als vorher, stelle ich fest. Die Russen scheinen auch schon wieder den kurzen Angriffsmut verloren zu haben. Ihr Geschützfeuer wird schwächer, aber ununterbrochen feuern zur Rechten unsere schweren Batterien. Der Horizont wird hellrot, bald dunkelrot, neue russische Dörfer flammen auf.

Eine Patrouille fragt mich nach dem Weg. Beim Licht der Taschenlaterne suche ich auf der Karte die Strecke. Grade als ich sie gefunden habe, erscheinen wieder russische Schrapnells, die den Weg, den der Mann weiter muß, förmlich bestreuen. „Da entlang," zeige ich. Der Mann trabt an. Man hört den scharfen Hufschlag auf dem harten Weg. Die Nacht verschlingt den Reiter.

Dicht vor mir stehen die schwarzen Gestalten der Kanoniere. Ununterbrochen richten sie, arbeiten sie, feuern sie. Der Wind kann ihnen nichts anhaben und es ist, als ob sie von dem russischen Feuer bei ihrer ruhigen Arbeit überhaupt nichts wüßten. Schuß auf Schuß rollt. Beim Aufblitzen sieht man die geschwärzten Gesichter und das Weiß der Augen. In den Feldzugsbärten blitzen Eisperlen.

Das russische Feuer schweigt jetzt ganz. Unsere Maschinengewehre, die vorhin noch hämmerten, scheinen weiter nach rechts vorn zu arbeiten. Man hört nur den Nachtwind, der an den Mänteln zerrt.

Bilderreihe

Armee-Oberkommando Ost, den 5. November.

Die Russenstraße

Die kleine Stadt, in der ich für einige Zeit in Quartier lag, hat einen Weg zur Bahn, der ungefähr dreimal so lang

Digitized by Google

ist, als er zu fein brauchte. So oft ich von einer Fahrt zurückkehrte, ärgerte ich mich, daß die müden Pferde noch diesen Riesenumweg, einen steilen Berg dazu hinauf, machen mußten. Ein neuer Weg war begonnen worden, aber für Wagen und Pferd unpassierbar; er führte über ein Schuttfeld. Vor ein paar Tagen sah ich ein paar hundert Russen, die dort eifrig arbeiteten. Ein paar Pioniere schwangen auch ihre Äxte.

Gestern fuhr mein Bursche einen merkwürdigen Weg zum Bahnhof. Ich schreie: „Halt!“ Er lacht nur. Man hatte über den kleinen Fluß eine neue Wagenbrücke gebaut mit sauberem Bohlenbelag und festem Geländer. Hohe weiße Pfähle mit Querbalken sollten als Laternenhalter dienen. Dann war vielleicht einen Kilometer lang eine tadellose Straße von aneinandergefügten Bohlen und Kies bis zum Bahnhof gebaut worden. An der einen Seite waren weiße Holzpfeiler und Abzugsgräben und alle zehn Meter ein Laternenpfahl. Der Weg zum Bahnhof war um zwei Drittel verkürzt. Die Einwohner freuten sich über ihre neue Straße.

„Nun hat Ihnen der Krieg doch was Gutes gebracht,“ sagte ich zu einer alten Frau, die den Kopf über die Herrlichkeit schüttelte.

„Aber ja — es ist vorläufig aber das einzige!“ meinte sie.

„Es wird noch nachkommen!“

Sie glaubte mir sogar.

Meldung

Wir saßen bei Tisch. Man sprach von der Balkanfrage. Der General war sehr interessiert und erzählte von seinen Erinnerungen. Es wurde später; das Gespräch kam auf König Milan, es gab Stellen, bei denen die ganze Tafelrunde vor sich hinlächelte. Gerade in diesem Augenblick kommt eine Ordonnanz und meldet: Hauptmann N. von den Pionieren eben gefallen. Einen Augenblick Stille. Ich fühle es, als ob eine fremde, eiskalte Hand mich anrührte. Der General sieht einen Augenblick in sein Glas. Er winkt der Ordon-

Digitized by Google

nanz ab. „Tüchtiger Kerl," ſagt er halblaut vor ſich hin. Er wendet den Blick hoch: „Ja, alſo Milan, die tollſte Geſchichte war doch . . ."

Die fremde Hand löſt ſich von meinem Herzen. Nach zehn Minuten lächele ich wie alle anderen.

Es ſcheint mir mehr als eine Epiſode dieſe Meldung, die ja täglich kommt. Der Tod wird Gaſt, er ſitzt an jedem Tiſche hier und man lächelt dabei, Bekannte ſtören ja nicht. Wenn es anders wäre, könnte niemand den Feldzug durchhalten.

Das Taſchentuch

Ein Feldartillerieleutnant zeigt mir ein ſchmutziges Taſchentuch. Es ſcheint ruſſiſch zu ſein. Das iſt die Geſchichte des Tuches, die er mir erzählte: „Wir machten Patrouille. Gräßliches Wetter. Regen und kühl. Leicht anziehen muß man ſich auch. Ich fragte, wer mit will. Zwei Freiwillige meldeten ſich. Junge Studenten. Durch den Wald. Wir konnten keine zehn Schritt ſehen. Nach kurzer Zeit begann das Rutſchen. Es war ſtockdunkel. Der ruſſiſche Schützengraben iſt zehn Meter vor uns, mal auch nur fünf. Alle paar Minuten liegen wir ſtill und horchen angeſtrengt. Ein Kerl ſingt halblaut ein Lied. Wir rutſchen weiter. Auf einmal ſinke ich. Ich bin im Graben, der hier eine Biegung macht. Ich faſſe ein Tuch, das ich durch die Bewegung an mich heranziehe. Ein ruſſiſcher Fluch. Ich ſtecke das Tuch in die Taſche. Schon im Weiterſchlafen murmelt der Ruſſe: ‚Du bleibſt doch immer der gleiche Spitzbube, aber behalte es nur.' Ich war zwar nicht gemeint, aber ich tat ſo."

Ich ſah mir das Taſchentuch an. Es war ein gewöhnliches, ziemlich ſchmutziges Tuch. Es wurde mir trotzdem ſchwer, den Beſitzer nicht darum zu beneiden.

Digitized by Google

Angriffe aus befeſtigter Linie.
Oſtpreußen „Die Waſſerfeſtung“

Digitized by Google

Winterschlacht

Armee-Oberkommando Ost, den 11. November.

Schon zweimal ist die russische Offensive blutig zusammengebrochen. Aus dem ungeheuren Menschenbehälter sind immer neue Massen herangeworfen worden, und es hat den Anschein, als ob der Versuch, in Ost- oder Westpreußen einzudringen, durchaus wiederholt werden soll. Vermutlich spielen dringende und wiederholte Notschreie der Verbündeten eine Rolle bei einer Absicht, die rein militärisch nicht völlig zu verstehen ist. Daß man billige Lorbeeren nicht pflücken kann, sollte doch der Oberbefehlshaber Nicolai Nicolaiewitsch, der nicht vergessen kann, daß es sich in Insterburg so hübsch ‚Majestät' spielte, eingesehen haben. Tannenberg und die Masurischen Seen beim ersten Versuch, Augustowo, Philippowo, Suwalki, Schirwindt beim zweiten, sprechen eine deutliche Sprache. Nacheinander und gleichzeitig sind die drei Unterführer vor unserer Ostfront, Rennenkampf, Miscenko und der tüchtige Schilinsky geschlagen worden; es wird auch diesmal die inzwischen kaum verbesserte russische Armee ihren beinahe verzweifelten Vorstoß blutig bezahlen müssen.

Daß inzwischen Grenzgebiete von Ostpreußen dem neuen Anprall, dessen Stärke und Richtung hier nicht abgeschätzt werden soll, zum Opfer fallen können, ist möglich; bei der Lage von Ostpreußen, das nach zwei Seiten eine wenig glückliche Grenze gegen Rußland hat, wird sich solch Hin- und Herspielen des Krieges an den Grenzstrecken nicht immer vermeiden lassen. Die Offensivkraft der russischen Armee wird aber zu der neuen Aufgabe nicht mehr hinreichend sein, der derzeitige Stand der Dinge gibt zu Beunruhigungen keinen Anlaß. Es war von vornherein anzunehmen, — und es ist hier gebührend betont worden —, daß die Entwicklung des Feldzuges im Osten nur langsam

Digitized by Google

vor sich gehen könne, daß der recht schwierige zweite Teil erst im Beginne stände. Das Ende wird sich in dem Rahmen vollziehen, den sich unsere Heeresleitung gestellt hat. Es ist im russischen Feldzug bisher noch stets so gewesen, daß wir den Russen unseren Willen aufgezwungen haben; man kann gewiß sein, daß wir es auch diesmal tun.

Dem kleinen Offensivstoß auf Szittkehmen, über dessen Abweisung ja amtlich berichtet wurde, und dessen letztes Zusammenbrechen ich letzthin miterleben konnte, folgte ein neues Vordringen von etwas nördlicherer Stelle aus. Der Generalstabsoffizier, dem die Berichterstattung der Presse zugeteilt ist, der liebenswürdige Hauptmann H., gab uns Gelegenheit, dem letzten Akt dieser neuen nutzlosen russischen Offensiv-Bewegung beizuwohnen.

*

Ein glitzernder blauer Winterhimmel, unter dem wir unserem Ziele, dem Dorf und Gut T., zusausten, spannt sich über die hartgefrorene Straße. Wagen auf Wagen mit Flüchtlingen fährt vorüber. Die kleinen ostpreußischen Pferde gehen im festen Trab, kleine Fohlen umtraben die Mutterstuten, die rührend in ihrer Ausdauer sind, wie sie den schweren Wagen vorwärtsreißen. Es sind Ostpreußen. Es scheint mir, vielleicht ist es auch die strahlende Wintersonne, die über der Straße liegt, ich weiß es nicht, aber es scheint, als ob auch das Flüchten zur Gewohnheit werden könnte. Dieselben Züge habe ich vor Monaten gesehen, da war das Bettzeug in inniger Verbindung mit dem Vogelbauer, und die unnützesten Dinge nahmen rührend viel Platz fort. Jetzt ist alles beinahe sachgemäß verpackt, das Riemenzeug ist in Ordnung, für die Kinder ist vorgesorgt, und die Fahrt geht flott und glatt. Ich weiß, daß hinter diesen festen Gesichtern viel Herzleid gebannt ist, ich weiß, daß diese Menschen an ihren verlassenen Wohnstätten mit einer stummen Liebe hängen, die nicht spricht, aber das äußerliche Bild ist ruhiger geworden. Mit Staunen stelle ich fest, daß diese Menschen selbst in das Elend Ordnung

Digitized by Google

bringen können, daß sie in dieser tätigen Ordnung ein Mittel haben, es zu vergessen.

Die Wagen werden seltener. Wir fahren mit siebzig bis achtzig Kilometer Geschwindigkeit. Rechts nach vorn ist eine deutsche Batterie zum Feuern bereit. Kavalleriepatrouillen reiten über die Felder, eine Feldküche scheint eben austeilen zu wollen. Da saust es plötzlich über unsere Köpfe. Ein paar Meter weiter im Straßengraben schlägt eine russische Granate ein, bei dem harten Boden fliegen die Sprengstücke bis zu dem Auto heran. ‚Unser' Hauptmann läßt höchste Geschwindigkeit einstellen, und in rasendem Tempo fliegen wir von der bestrichenen Zone, die bald von Granattrichtern durchlöchert sein muß.

Noch vor ein paar Stunden war die Höhe, auf die wir zufahren, und die Straße in russischen Händen. Wir müssen das Tempo verlangsamen. Zerschossene Wagen, todwunde Pferde sperren den Weg. Ein Radfahrer, das Gewehr auf dem Rücken, die Hände wie zum Schutz gegen den Sturz ausgebreitet, liegt auf der Straße, die sein Blut blaßrot färbt. Die Leichen mehren sich. Einem Russen hat eine Granate den Schädel halb fortgerissen, das Gehirn ist über das Gewehr und die kurze gelbliche Grasnarbe gespritzt. Wie zärtlich hält er die Waffe gegen die Brust gepreßt.

Unsere Infanterie auf den Höhen ist in weit auseinandergezogenen Reihen b e r e i t z u m V o r s t o ß. Die Artillerie funkt in einen kleinen Wald, der dunkelgrün aus der hellen Landschaft sich abhebt. Es ist so kalt, daß der Atem weiß in der Luft steht; in der kühlen Klarheit sieht man deutlich, wie die Granaten die Zweige von den Bäumen schlagen. Der Wald ist still, schön, leuchtend in dem sonnigen Mittag; es ist, als ob der Harzgeruch mit leichtem Wind herüberwehte, je stärker die Granaten das Gezweige niederschmettern.

Es wird festgestellt, daß der Wald von den Russen geräumt ist. Alles geht vor. Fern rechts das Infanteriesignal zum Avancieren.

Wir durchschreiten den Forst. Ein kleiner, uralter, vergessener Friedhof schläft mitten in dem Waldstück. Die Granaten haben ein Grab aufgerissen, mürbe Knochensplit-

Digitized by Google

ter und morsches Holz liegen auf dem braunen Trichter. Die helle Wintersonne streift über die zerfallenen Gitter. Ein kurzer Blick. Weiter! Die Schlacht geht so eilig vorwärts, daß nicht Zeit ist, alten Friedhöfen nachzuträumen. Am jenseitigen Waldrand fährt unsere Artillerie auf, um die abziehenden Russen noch zu fassen. In gestrecktem Galopp reiten die Offiziere vor, einen günstigen Beobachtungsstand zu finden. Die Pferde sind in weiße Dampfwolken gehüllt. Mit unvergleichlicher Präzision fährt die Batterie in die neue Stellung. Ein paar Schüsse erreichen die russische Nachhut noch, aber der Rückzug ist jetzt so eilig, daß es nicht mehr lohnt, weiter zu feuern.

Da werden auch schon aus einer Mulde russische Gefangene vorbeigeführt. Der Oberst, der auf der Anhöhe, auf der wir stehen, hält, läßt sie herankommen. Es sind fast ausschließlich jüdische Soldaten des Zaren. Sie haben kluge, fast zu kluge Gesichter und Haare, die in allen Schattierungen von Rotblond spielen. Sie sprechen Deutsch.

„Is nix bei die Russen," erklärt ein Krieger, mit großem, rotbraunem Bart. „Mechten schon viele kommen, Exelenz, aber ist sehrrr schwierig." Zum Aussprechen des sehrrr braucht er fast so viel Zeit, wie zu dem ganzen übrigen Satz, um die Größe der Schwierigkeit zu betonen. „Aber, habe ich gewunken s o mit Kappe!" Und er macht mit einer unglaublich komischn Bewegung vor, wie er sich bemerkbar gemacht hat. „Mußten deitsche Soldaten lachen, sprang ich denen hinüber." Es wird dem Mann gern geglaubt, daß die deutschen Soldaten lachen mußten. Auch von uns kann niemand ernst bleiben. Auf den Vorschlag, die andern, die auch gern kommen wollten, zu holen, antwortet der Kluge mit einem vielsagenden Grinsen: „Warum soll ich mich totschießen lassen, nachdem ich gefangen bin?"

Sie werden weitergeführt. Auf der Straße rückwärts sammeln sich schon weitere Transporte. Es scheint wieder eine recht erhebliche Anzahl von Gefangenen zusammenzukommen. Immer wieder ist man versucht, den Wert der russischen Armee nach Gesprächen mit solcher Gruppe gleich Null anzuschlagen, bis einem ein anderer Gefangenentransport wieder ein anderes Bild gibt.

Digitized by Google

Unsere Wagen hatten inzwischen in der Nähe einer Scheune gewartet. Da hatte unser Chauffeur die Gelegenheit benutzt, die Zahl der Gefangenen zu vermehren. In der Scheune hatte er einen festschlafenden Russen in voller Ausrüstung, mit Gewehr und Munition gefunden. Der Mann war zunächst aufs äußerste erschrocken, als er beim Erwachen den ‚Prußaki' vor sich sah. Er ließ sich danach aber mit deutlichem Vergnügen gefangen nehmen. Er wurde an einen anderen Transport abgeführt. „Mancher macht im Schlaf sein Glück," war vermutlich der Gedanke des Davonmarschierenden.

*

Die erfreulichen Resultate des Teilgefechtes werden ja wohl vom amtlichen Draht schon gemeldet sein, wenn diese Zeilen gesetzt werden. Es war das erste richtige Wintergefecht, in dem sie errungen wurden. Eine an dieser Stelle angesetzte nutzlose russische Offensive verpuffte und der deutsche Gegenangriff schritt so schnell vorwärts, daß sich die Zahl der Gefangenen sehr rasch steigerte. Ein Vorspiel zum Winterfeldzug, das man gerne annehmen kann.

Die Erstürmung von Pabbeln

Armee-Oberkommando Ost, den 14. November.

Die neueste russische Vorwärtsbewegung, deren Charakter hier umrissen wurde, hat nach den verlustreichen Kämpfen bei Szittkehmen zu heftigen Gefechten bei Eydtkuhnen geführt, die noch andauern. Auf dem südlicheren Teil dieses Kampfabschnittes hatten inzwischen unsere Kräfte, die das zwanzigste russische Korps gegen die Romintener Heide zurückgeworfen hatten, zurückgenommen werden müssen, da von Suwalki über Goldap das zweite kaukasische Korps heranrückte, das unseren Kräften sonst in die Flanke gekommen wäre. Unsere Korps gingen auf eine besonders günstige Linie zurück.

Auf den beiden Parallelstraßen, die von Klein-Kummetschen nach Gumbinen abzweigen, gingen nun die Russen

Digitized by Google

mit zwei Korps gegen Gumbinnen vor. Es wurde beabsichtigt, diesen Stoß aufzuhalten, die Russen, sobald sie in geeigneter Lage marschierten, aus unserer Linie heraus aufzusuchen.

Diesen blutigen und siegreichen Kämpfen, die mit einem fluchtartigen Rückzug dieses Teils der russischen Kräfte endeten, konnte ich ungefähr im Zentrum mitten in der Gefechtslinie beiwohnen. Stärkere Truppenteile von unserer Seite waren von Darkehmen her in Richtung Goldap angesetzt. Die Russen wurden dabei zu solch eiligem Rückzug gezwungen, daß ihre Bewegung fast in Flucht ausartete, die erst hinter Goldap zum Stillstand kam.

Auf jeden Fall waren durch diese Kämpfe die Kräfte des deutschen Zentrums auf sich angewiesen und mußten in einem heftigen Frontal-Sturmangriff das zwanzigste und Teile des zweiten kaukasischen Korps zurückdrängen. Eine Aufgabe, die mit unvergleichlicher Bravour und erstaunlich schnellem Erfolge gelöst wurde.

*

Die Tage vorher war heftiger Sturm gewesen. Er hatte meinen Wagen, als ich nach Gumbinnen fuhr, wie ein Segel vor sich her getrieben, in der regenfeuchten Nacht waren die Pferde kaum zu halten gewesen. Vor jedem Schatten, der über die Landstraße huschte, schreckten sie zusammen. Einmal, als ein mächtiger Flüchtlingswagen hart in unsere Räder fuhr, war der Fuchs gar nicht zu beruhigen. Der Wind heulte in allen Tonarten. Die armen Leute auf der Landstraße! Jetzt kam der Nordwind von der Seite, und es fing wieder an kalt zu werden.

Das Wort der Schlacht war lange vorher zu hören. Bei einer Mühle machten wir Halt. Sie war Beobachtungspunkt für schwere Artillerie. Ich stieg die schmale Holzleiter hinauf und sah durch das kleine Fenster nach vorn. Rechts seitwärts lag ein Dorf, das von russischen Schrapnells überschüttet wurde. Zweitausend Meter vor mir lag Pabbeln, das unsere schwere Artillerie in Brand schoß. Die Flammen leckten schon überall hoch. Mit dem bloßen Auge

Digitized by Google

konnte man unsere Schützengräben sehen, die nur leichthin angelegt waren.

Eine Weile stand ich auf der kleinen Brücke, die von der Mühle zur Treppe führte. Da brummte es, wie das Sumsen von großen Käfern. Rechts neben mir schlägt es in das Holzgeländer ein. Über dem Kopf summt es. Es ist besser, in den Mühlraum zurückzutreten. Ein Stockwerk höher hat man glänzende Beobachtung. Fast jeder Schuß unserer schweren Artillerie sitzt an der richtigen Stelle.

Eine leichte Batterie fährt in der Nähe der Mühle auf, neben uns auf dem freien Feld graben sich eilig die Beobachter ein. Es ist erstaunlich, daß die Russen die Mühle nicht beschießen. Da fängt es auch schon an zu heulen. Eine Granate schlägt genau in der Batterie ein. Atemlose Spannung. „Keine Verluste," meldet nach einer Weile der Leutnant.

Neben einer mächtigen Tanne krepiert die zweite Granate, es werden ein paar Zweige zerschlagen, weiter ist kein Erfolg.

Unsere schwere Batterie feuert ununterbrochen.

Jetzt erscheinen die russischen Schrapnellwölkchen, die lange Zeit mit fast komischer Regelmäßigkeit ein paar hundert Meter hinter der Mühle geplatzt sind — immer an der gleichen Stelle, an der sich ein kleiner Obstgarten befand — plötzlich vor der Mühle. ‚Unser' Hauptmann schließt für einen Augenblick den Schieber. Die Beharrlichkeit der Russen ist diesmal nicht groß, sie haben jetzt auch mit unserer Infanterie zu tun. In langen Ketten geht die deutsche Infanterie nördlich von Pabbeln vorwärts. Auf der Höhe kommen sie in Granatfeuer. Ich sehe durch das Glas ein paar Mann fallen. Es geht zurück in eine kleine Mulde, in der gesammelt wird. Weiter südlich stehen hinter einer langgestreckten Scheune dichte Infanteriemassen zum Ausschwärmen bereit. Ich sehe, wie die Maschinengewehre langsam nach vorn getragen werden. Ein Mann fällt, ein anderer schleppt das Gewehr weiter. Ich erkenne, wie der Gefallene krampfhaft die Füße hochhebt. Er stirbt dort, ich weiß es, aber ich schaue nur auf die dünne springende Reihe des Rastenburger Grenadierregiments, das

Digitized by Google

gegen das brennende Pabbeln jetzt stürmt. Sie verschwinden hinter den Häusern. Ich fühle in allen Fiebern, wie wir vorrücken. Auch nördlich haben wir inzwischen die Höhe überschritten. Reserven schieben sich vorwärts in die Mulde.

Unsere schwere Artillerie feuert ununterbrochen.

„Der Eingang von Pabbeln ist von uns besetzt," schreit der Offizier am Scherenfernrohr. Die Korrekturen werden jetzt zehnmeterweise gegeben. Die Freude am Beobachtungsstand wird fast laut, fast jauchzend.

„Da! Mitten rein!" ruft der Major.

„Schnellfeuer!" geht der Befehl nach unten. „Die Russen fliehen in ganzen Scharen, wir haben sie gefaßt!"

„Zweitausendzweihundert Meter, zweitausenddreihundert Meter, zweitausendfünfhundert Meter . . . Schnellfeuer!"

Die Schlacht läuft vorwärts.

Wir verlassen die Mühle, wir müssen mit. Das lehmige Feld hält die Füße ordentlich fest. Unser Hauptmann ist nach vorn gegangen, sich zu orientieren. Da er lustig und lebendig auf der Höhe neben einem Heuschober steht, nehme ich an, daß es richtig ist, ihm zu folgen. Der Rauch von den Geschützen und den brennenden Dörfern lagert über dem Feld. Wir sind bald an den Reserven vorbei. Wir gehen alle schnell, unbewußt schnell vorwärts. Ich höre es nicht mehr, daß die Kugeln sausen und daß die Granaten heulen. Ich bin im Gefechtsnebel und gehe vorwärts. Jedes andere Gefühl erstirbt vor diesem ‚Vorwärts!'

Russische Gefallene liegen haufenweise auf dem Feld. Ein Mann hat einen Granatsplitter in den Schädel bekommen, das Gehirn quillt weich heraus, trotzdem bewegt er ununterbrochen die Hand. Ein deutscher Gefreiter ist beim Vorwärtsspringen von der Kugel getroffen worden, sein Gesicht ist in die Erde gegraben. Durch den Körper geht eine leise zuckende Bewegung, als ich vorbeikomme. Dann liegt er still.

An einer Stelle liegen zwei Feldgraue dicht nebeneinander, der eine scheint dabei gefallen zu sein, wie er dem andern Hilfe bringen wollte.

Mit unheimlicher Schnelligkeit entfernt sich das Infan-

Digitized by Google

teriefeuer nach vorn. Die Reserven schieben sich in dichten Schwärmen heran. Die russische Artillerie hat mit Feuern fast aufgehört. Sie scheint Stellung zu wechseln.

Unsere schweren Batterien feuern ununterbrochen.

Im Galopp geht eine Feldbatterie hinter dem letzten Hause des langgestreckten Dorfes Pabbeln in Stellung. Der Richtkreis ist bereits vorbereitet. Nach ein paar Minuten dröhnt schon der erste Schuß.

Ich durchschreite einen großen Wirtshausgarten. Hier ist das Bild der Flucht: Dutzende von fortgeworfenen Gewehren, Patronentaschen, Brotbeuteln, Wasserflaschen liegen durcheinander. Ein paar Russen bluten in gekrümmter Stellung, einer lehnt beinahe aufrecht an einer Tannenhecke, durch die er sich flüchten wollte, als ihn der Schuß traf.

Die Häuser werden durchsucht. Aus einer Tür wird ein Russe geschoben, der sich noch mit Gewehr versteckt hatte. In einer Scheune sticht die Säuberungskompagnie mit dem Bajonett in das fußhohe Stroh. Russische Hilferufe schreien auf. Das Stroh färbt sich dunkelrot. „Nachher schießen die Hunde aus dem Stroh," sagt die Wache. „Das machen sie gern." Diese da in der Scheune von Pabbeln werden nicht mehr schießen.

Große Trupps von Gefangenen werden die Straße hinuntergeführt. Sie sammeln sich bald zu langen Zügen, die stumpfsinnig nach rückwärts trotten.

In einem Pferdestall liegt auf einer Tragbahre ein russischer Offizier vom kaukasischen Regiment Luchum. Er hat einen Schrapnellschuß bekommen. Die kurze Pfeife läßt er keinen Augenblick aus dem Mund. Er sucht mit allen Kräften Haltung zu wahren. Auffallend ist, wie wenig die gefangenen Mannschaften, die dabei stehen, sich um den Offizier kümmern. Sie beantworten auch oft voreilig die Fragen, die an den Verwundeten gerichtet werden.

Auf der Landstraße trabt ein Stab vorbei. Durch Staubwolken sieht man die Fahnen des Roten Kreuzes wehen, das herannaht. Die Ärzte und Träger suchen die Felder ab, über die eben wieder Schrapnellwolken erscheinen.

Die Russen scheinen sich noch einmal zum Widerstand aufzuraffen. Der Kommandeur der Rastenburger

Digitized by Google

Grenadiere macht einen Augenblick Halt. Ich werde ihm vorgestellt.

„Meine Grenadiere!“ sagt der Oberstleutnant und sieht nach vorwärts, als ob er sie vorn ein paar hundert Meter weiter in der Schützenlinie sehen könne. „Sie haben sie stürmen sehen?“

Ich bejahe.

Das Auge des Mannes ist einen Augenblick wie nach innen gekehrt. Er macht eine Wendung zu dem Adjutanten, der Befehl erwartet. Die Stimme ist jetzt kurz und hart: „Sorgen Sie dafür, daß mein Offizier in einer Stunde — ja, in einer Stunde, sagt der Stabsarzt — begraben wird. Feierlich. Vaterunser. Nicht wahr!“

„Zu Befehl, Herr Oberstleutnant,“ sagt der Adjutant. „Soll ich den russischen Offizier . . .“

„Auch Einzelgrab. Aber getrennt natürlich. Bitte, aber rasch.“

„Zu Befehl.“

Ein anderer Offizier bringt einen Befehl.

„Das Regiment rückt vor,“ sagt der Oberstleutnant, und als er sich verabschiedet, sind seine Augen wieder mit diesem unbestimmten Ausdruck in die Ferne gerichtet, als ob sie auf den Hügeln von Koszemeken und Estergallen den Sieg winken sähen.

Es gibt Siege, die so langsam wirken, daß man sie kaum fühlt. Dieser hier schlug wie mit Adlerflügeln über den Regimentern. Die anrückenden Truppen sangen. Man hatte die Not für Ostpreußen noch einmal wieder auf Zeit zurückgeschlagen. Wer weiß, was man nach dieser Zeit einsetzen kann . . .

Gleichzeitig kommt die Meldung, daß eine Division von Darkehmen die Russen vor sich hertreibt.

Der Schützengraben ist jetzt nahe. Die Fliegen summen, aber ich gehe weiter. Eine große Papiermühle lodert vor uns in mächtigen Flammengarben auf. Auf einem Stückchen Feld ducken wir uns plötzlich wie auf Kommando. Es ist fast komisch, mit welcher Gleichmäßigkeit wir die Furche ausnutzen. Das sind keine verlorenen Geschosse, wir sind

Digitized by Google

im ruſſiſchen Feuer, und wir wenden uns nun doch lieber nach der Chauſſee. Wir gehen im Graben weiter. Die Fenſter der Fabrik ſind zum Teil noch nicht geſprungen, die dunkelrote Glut leuchtet unheimlich aus ihnen heraus und zeichnet es wie Blutflecken auf der gelben Grasnarbe.

Das ruſſiſche Feuer wird wieder ſtärker. Schrapnells erſcheinen. Die Dämmerung beginnt. Wir begeben uns auf den Rückweg, diesmal der Straße entlang. Die Ruſſen verſuchen, den Rückzug mit Artillerie zu decken und beſchießen mit verblüffender Präziſion die Anmarſchſtraßen, um den Munitionsnachſchub zu verhindern. Hinter uns ſchlagen die Granaten mit unheimlicher Regelmäßigkeit ein. Sie verfolgen uns ſchier. Jedesmal, wenn wir fünfzig Meter weiter ſind, ſauſt die Granate rechts oder links in den Straßengraben. Es iſt kein ſchönes Gefühl, die Granate im Rücken zu fühlen. Man kann ahnen, wie niederſchmetternd und mutvernichtend der Rückzug ſein muß. Mir kommt zum Bewußtſein, was der ruſſiſche Gegner eigentlich leiſtet, daß er trotz einer unausgeſetzten Reihe von Niederlagen immer noch die moraliſche Kraft zum Angriff aufbringt.

Ich blicke nach der Stelle, wo vorhin der ruſſiſche Verwundete mit dem Kopfſchuß lag. Er befindet ſich in der gleichen Lage, ſeine rechte Hand bewegt ſich noch immer.

Im Graben am Eingang von Pabbeln liegen ſich ein Deutſcher und ein Ruſſe gegenüber, die im Bajonettkampf geſtanden haben. Der blutjunge Deutſche hält das Gewehr mit dem aufgepflanzten Seitengewehr noch wie zur Abwehr vorwärts. Sein Kopf iſt zur Seite geſunken. Sein Geſicht hat einen ſtillen und zufriedenen Ausdruck. Es iſt möglich, daß das eigene Gefühl die Beobachtung täuſcht, aber die Toten einer ſiegreichen Schlacht, die ſo ſchnell vorwärts geht, daß der Gefallene noch an den Sieg, um den er fällt, glaubt, haben oft dieſen ſtillen, merkwürdigen Ausdruck, den man nie wieder vergißt, wenn man ihn einmal geſehen hat. Als ob ſanfte Hände über das Antlitz gefahren wären, als ob aus dem trüben Novemberhimmel ein ſchmales warmes Licht darüberhuſchte. Ich wünſchte,

Digitized by Google

man könnte nur solche Soldatengesichter von Gefallenen sehen, und nicht die andern . . .

*

Meine Pferde greifen aus. Bald werde ich in der toten Stadt sein, die heute morgen im Frühschimmer singende Soldaten durchzogen. Ein Offizier fragt mich nach dem Standpunkt seines Stabes. Ich gebe ihm den an, den ich von heute mittag kannte. „Den wußte ich selbst, aber sie sind schon weiter, viel weiter." Ich hatte eine Flasche Rotwein für den Abend nach der langen kalten Fahrt aufgehoben. „Wollen Sie das bitte auf unseren Sieg trinken!" Ich bin heiß genug für heute. Ich durfte inmitten der vorgehenden Truppe einen hellen Sieg erleben.

Der rote Schein

Armee-Oberkommando Ost, den 18. November.

Es war nach Hohenstein, der Krieg war vor mir wie ein Riese, dessen stickichter Atem mich niederwarf. Die Mondnächte waren von einer zauberhaften Weichheit in diesen Septembertagen in Rössel. Von der Studierkammer des Kaplans, bei dem ich in Quartier lag, sah ich Abend für Abend in die lichtweiche Dämmrigkeit des Domplatzes, und Abend für Abend fuhr der Nachtwind mit zärtlichen Fingern durch die Büsche, die sich blauschwarz in dem weißen Lichte bogen. Am Tage lag der Staub in ungeheuren grauen Wolken über allen Straßen, den Feldern und den kleinen Gehöften, soweit man vom Walle des alten Schlosses in die Ebene blicken konnte. Die Kolonnen zogen nach Gerdauen, nach Nordenburg, sie marschierten der Armee Rennenkampf entgegen. Ich hielt es nicht aus in dem Mondschein und dem blitzenden Mittagslicht der kleinen blitzblanken Stadt, ich bat den Herrn Kaplan, mich oben auf den Kirchturm zu führen, von dem man weiten Blick haben mußte. Wir schritten die knarrenden Stufen hinauf, vorbei an den Nestern von Raubgesindel, vorbei an alten verstaubten Bildern, an mattblauen, zerschlissenen Chorstüh-

Digitized by Google

len, an altem Gerümpel von Leuchtern und Holzschnitzereien. Das schwere Glockenseil zitterte, so oft ich es streifte. Oben auf der Plattform und bei den Glocken wehte trotzdem nur ein leichter Wind.

Man konnte weit in das Land sehen, über die roten Spielzeugdächer von Rössel hinweg, hinweg über den Staub der Kolonnen bis hinten an die wellige Berglinie, von der seltsame, schwarze Wolken aufstiegen. Ehe die Dämmerung über die Dörfer und Hügel schleierte, färbte sich der Abendhimmel hellrot, und als die Schatten unserer Körper nicht mehr auf der Plattform blieben, sondern lang und seltsam weiterwanderten, wurde der Himmel dunkelrot. Es war wie der Schein von brennenden Dörfern, wie ich ihn schon kannte, aber es war noch greller. Der rote Abendhimmel lag über dem jetzt dunklen und stillen Land, als ob er niemals abblassen wollte. Ehe ich niederstieg in die heimeligen Schatten der schmalen Gassen, hörte ich wie fernes Gewitter die Kanonen.

Dann stand eine Woche lang, zwei Wochen lang, — ich weiß es nicht mehr, wie lange, — der rote Schein über Ostpreußen, der seltsam dunkelrot glühende Abendhimmel. — —

Jetzt flockt der Schnee in dichten weißen Schwärmen vor meinem Fenster. Die Kirche auf dem kleinen Platz trägt weiße Hauben und lange weiße Bänder. Die Bäume haben dicke weiße Pelze an. Das Rotschwarz des Turmes aber, schwerer und dunkeler durch die weißen Tupfen, hebt sich von dem roten Schein des Nachthimmels. Sehr fern brennen Gehöfte, der Schein ist über dem sternenlosen Novemberhimmel. Er hat jede Nacht über der Grenze gestanden, er geht nicht mehr aus meinen Augen. In seinem Lichte sah ich Viehherden zu Tausenden die aufgeweichten Wege entlang ziehen und Wagen mit Flüchtlingen, die angstvoll nach dem roten Lichte sahen, nach dem Zeichen, daß ihre Heimat verbrannte. In jedem der vielen, vielen kleinen Städte und Flecken und Dörfer, in die mich die Kriegswelle spülte, ging ich des Abends hinaus, bis das Licht der Laternen oder der Schatten der Häuser nicht mehr hinderten, und irgendwo am Horizont, oft nahe, oft fern, war der rote Schein.

Digitized by Google

Neulich bei einem mächtigen Fabrikbrande mitten in der Schlacht flog das rote Licht durch die Scheiben in den trüben Nachmittag und lag über den Gefallenen, daß sie aus ihrer Unsichtlichkeit — es ist merkwürdig, wie wenig man sie oft sieht und wie man im Fieber der Schlacht über sie hinwegsieht — plötzlich sichtbar wurden. Es schien mir wie eine Gloriole über den Gesichtern. Es ist hart draußen, bitterhart, — man hat zuweilen den Eindruck, als ob man sich die bittere Größe in den großen Städten nicht recht vorstellen könnte, und es ist schmerzhaft bis zum körperlichen Schmerz, vieles zu lesen, was mit guter Meinung in der Wärme des Lebens geschrieben wird, — es ist kalt draußen, aber mir wurde es warm in dem flackrigen roten Licht des Krieges. Denn, die rote Glut auf den Gesichtern, den roten Widerschein auf den Bajonetten, sangen unsere Truppen. R ü c k t e n v o r u n d s a n g e n. Wir brauchen nicht Beschönigungen — es ist unerhört, was unsere Truppen leisten — es ist gräßlich und zermalmend für tausend Gefühle und Gefühlchen, wie der Krieg Mann und Leben verschlingt. Es gibt nur eins, das in diesem roten Schein leuchtet: Heldentum. Jünglinge sind Männer, Männer sind Helden. Durch Dreck und Not und Tod und Jammer gehen sie durch, vorwärts. Der heilige Wille zum Sieg brennt in allen diesen Augen. Die Zeit schwimmt wie eine Wolke im Sommerhimmel. Was gestern, was heute, was morgen! Immer nur wieder der Sieg leuchtet mit rotem Schein durch die grauen Tage, die man nicht abzählen kann, nicht wägen . . .

In der Nacht, als ich vom letzten Schlachtfelde fuhr, ritt eine Kavalleriepatrouille über einen Hügel, der dunkel gegen den roten Himmelschein stand, unter dem das Nachtgefecht weiterloderte. Die Reiter hoben sich scharf und schwer ab, ihre Lanzen zeigten nach Osten. Es sah aus, als trabten sie in den roten Himmel hinein. Die Hufe ihrer Pferde klapperten hart und Stahl klirrte hart an das Eisen ihrer Bügel.

Digitized by Google

Russische Kriegsberichte — und englische Hilfe

Armee-Oberkommando 8, den 22. November.

Vor mir liegen eine Anzahl halb verbrannter und zerrissener russischer Dokumente, Zeitungen und Protokolle, und ein fast neuer englischer Dreifarbendruck. Russische Beute, die man vor einiger Zeit machte.

Da schon die russischen amtlichen Berichte in der Mitteilung der Wahrheit ziemlich vorsichtig sind, scheint es mir besonders lohnend, den Bericht eines russischen Kollegen über ein Gefecht, dessen Resultat längst feststeht, zu veröffentlichen. Es handelt sich um das Gefecht am Njemen bei Srednіki, bei dem der in eiliger Flucht zurückgehende russische Armeeteil die letzten vier Geschütze verlor. Wie gesagt, das steht alles längst einwandfrei fest. Die russische Kriegsberichterstattung setzt dem gläubigen russischen Volke über dies verlorene Treffen folgenden Bericht vor:

‚Die Schlacht am Njemen bei Srednіki.'

‚Unsere Truppen nahmen hervorragende Stellungen ein auf dem rechten Njemenufer.

Etwa um zwölf Uhr begann man zu erzählen, daß ungeheure feindliche Kräfte im Anmarsch waren und wahrscheinlich unsere Truppen bei dem Übergange einholen würden. (Taten sie auch, daher die eroberten vier Geschütze!) Um drei Uhr begann das Feuergefecht auf dem linken Ufer, und nach einer Stunde entwickelte sich der Kampf an dem Flusse selber bei der Mündung des Flusses Dubissa. Von den steilen Höhen auf dem rechten Ufer her heulten grell die weittragenden Haubitzen, zerschmetterten genau treffend den Gegner und gewährten ihm an keinem Ort einen Halt. Unterhalb der Höhen auf einem Sandstrich arbeitete die Feldartillerie, und vor ihr hielten an dem andern Ufer unter dem Schutze des Artilleriefeuers unsere braven Infanteristen die feindlichen Kräfte ab, die sich immer wieder bemühten, bis zum Ufer durchzubrechen; aber unsere Maschinengewehre mähten sie nieder. Der Kampf dauerte die ganze Nacht hindurch. Außer dem

Digitized by Google

ständigen Artillerie-, Maschinengewehr- und Gewehrfeuer hörte man zweimal deutlich das Hurra der Unseren, die Bajonettangriff machten. Die durch die Granaten hervorgerufenen Brände beleuchteten weithin das Schlachtfeld, so daß man alles übersehen konnte. Bei Tagesanbruch begann der Kampf abzuflauen und schlief schließlich ein, nur einzelne Gewehrschüsse erinnerten noch an das große Ereignis.

Die Deutschen schießen, ohne anzulegen. Ihre Artillerie schießt viel zu weit und hat uns gar keinen Schaden zugefügt, da die Geschosse weit hinten explodieren. Tatsächlich haben sie Munition nicht gespart, in der Luft summte und heulte es dauernd, wie mit einer metallischen Baßstimme. Gegen Morgen flohen die Deutschen aus Leibeskräften, ohne sich umzuschauen, und ließen auf dem Schlachtfelde Berge von Toten, Granaten, zertrümmerten Wagen, Automobilen, Motorfahrrädern. In dieser Schicksalsnacht verloren sie drei Fahnen, viel Geschütze, und fünf Regimenter wurden vollständig aufgelöst.

Alles das haben unsere Truppen vollbracht.

. . . Berge von deutschen Leichen lagen in chaotischer Unordnung auf dem Schlachtfelde umher. Es waren ihrer so viele, daß drei Tage nicht ausreichten, um alle zu beerdigen.'

Man kann sich von diesem Fall, den man nachprüfen kann, ein Bild von der Kriegsberichterstattung auch unserer östlichen Gegner überhaupt machen. Inzwischen werden sie die Resultate des deutschen ‚Schießens ohne anzulegen' bei Tannenberg, Nordenburg und eben jetzt bei Kutno wohl einigermaßen gemerkt haben.

Da wir den Russen ihre Schandtaten in Ostpreußen bewiesen haben, mußte die russische Presse wohl oder übel mit gleichem aufwarten.

Die Litowskaja Russija Nummer achthundertdreiundzwanzig bringt diesen Artikel:

‚— Die deutschen Tiere!

Die Deutschen sägen einem verwundeten Soldaten ein Bein ab.

Der Korrespondent einer Petersburger Zeitung sah

Digitized by Google

einen verwundeten russischen Soldaten, dem die Deutschen mit einer gewöhnlichen Säge ein Bein abgesägt hatten. Nach dem Rückzuge warfen die Deutschen diesen Unglücklichen einfach beiseite, die Russen hoben ihn auf und schafften ihn ins Hospital.' —

Es ist leicht ersichtlich, daß diese Greueltat durchaus nicht gut erfunden ist. Die Deutschen — die sich natürlich zurückziehen, — besitzen die Dummheit, einen Krüppel bei diesem Rückzug mitzuschleppen. Trotzdem sie ihn nicht verbunden haben, verblutet dieser Mann, dem mit der gewöhnlichen Säge das Bein abgesägt wurde, nicht. Es ist erstaunlich. Oder sollte die Geschichte doch wahr sein und man nur in der Eile vergessen haben, hinzuzufügen, daß es eine gewöhnliche ‚ärztliche Knochen'-Säge war und daß das Bein danach verbunden wurde? Das wäre allerdings eine der gräßlichen Greueltaten, die wir uns täglich zu Schulden kommen lassen unter einer ungeheuren Arbeit unserer energischen Ärzte.

Das folgende Dokument wird die brave Litowskaja Russija kaum veröffentlicht haben, es ist vom Feuer beschädigt und nicht in allen Teilen leserlich. Soweit man das Blatt also entziffern konnte, lautet es in wortgetreuer Übersetzung:

— ‚Wir Unterzeichneten waren Zeugen folgenden Bildes, das nachher zum Marodieren Anlaß gab: Oberstleutnant S m i r n o w kam in Begleitung von sechs Kosaken in eine deutsche Schule, zog seinen Säbel und schlug damit kurz und klein alles, was er dort sah.

Als ich das sah, ging ich mit dem Regimentsarzt herein zur Wiederherstellung der Ordnung.

Die Kosaken sagten, daß sie Befehl hatten, alles zu demolieren und zwar vom Oberstleutnant Smirnow. (Zweite Sotnje.)

Als wir ins Haus traten, sahen wir dort eine furchtbare Verwüstung, Möbel, Spiegel, Lampen, Geschirr, alles war zerschlagen in kleine Stücke.

Als Oberstleutnant Smirnow mich sah, wandte er sich mit folgenden Worten an mich: „Das sind meine ersten Trophäen und zeigte (unleserlich), warum soll man das alles den Lumpen lassen, es tut mir s e h r l e i d, daß ich

Digitized by Google

mir nicht auch das dahinter stehende Haus angesehen habe . . .'" —

Es stammt noch aus der Zeit der zweiten russischen Offensive.

Aber schon vor einiger Zeit schrieb ich, daß sich verschiedene russische Stellen dieses Smirnows und dieser Kosaken zu schämen schienen, und daß man sich sichtlich Mühe gäbe, das Offiziersportepee der russischen Armee rein zu halten. Gestern hat auch Exzellenz Hindenburg den Umschwung in der russischen Auffassung über diese Dinge und die Anstrengungen, energisch durchzugreifen, im Gespräch berührt.

In dem gleichen schmutzigen Paket, in dem sich diese russischen Konfessionen befanden, war auch, wie schon erwähnt, ein ziemlich sauberes Bild. Da die Engländer den Russen ja sonst nicht helfen können, wollen sie es wenigstens mit den Erzeugnissen der ‚echten, englischen Kunst' tun. Der englische Plakatmaler T. Eyre Macklin, der sonst die bekannten süßlichen englischen Frauenköpfe mit großer Technik hinwirft, hat ein Plakat für den Massenvertrieb gezeichnet: ‚Der Friedensengel' (The Angel of Peace). Man sieht unseren Kaiser auf mächtigen Flügeln und mit aufgerissenen Augen, wie er in der einen Hand ein blutiges Schwert, in der anderen eine Brandfackel hält. Seine blutbespritzten Stiefel stehen auf einem Haufen von Leichen und zertreten das weiße Blatt eines Vertrages. In der Ferne unter platzenden Schrapnells und ziehendem Rauch stürmen Heere aufeinander. Man sieht die Fahnen von England, Frankreich, Serbien und Rußland würdig nebeneinander wehen.

Ich denke an den Abend vor dem Königlichen Schloß, ich sehe das blasse, tiefernste Gesicht des Kaisers mit den Lippen, die kaum sprechen können: ‚Betet zu Gott für unsere deutsche Armee.'

Das blutrote Bild, die englische Hilfe für Rußland! Eine Lüge, eine Bosheit, mehr haben sie nicht für ihre Verbündeten. Ich glaube, durch den roten englischen Wahnsinn hindurch sieht die Welt schon jetzt — noch kann sie es nicht gestehen — das andere Bild: das Bild am Fenster des Berliner Königlichen Schlosses. Sie wird sich auch zum Bekennen auf dieses deutsche Bild verstehen.

Digitized by Google

Kämpfe auf dem Eis der Seenplatte

. . ., den 29. November.

Unser Auto hält vor dem Schloß, das den Offizieren eines größeren gemischten Verbandes als Quartier dient. Ein paar Kompagnien liegen auch dort. Wir schreiten durch die mächtige Eingangshalle, gehen die alten knarrenden Eichenstufen hinauf nach dem Vorraum zum ersten Stock. Im Vorbeigehen sehe ich auf die Bilder im Treppenhause, die Grafen und Gräfinnen, die einstmals über diese Stufen gestiegen sind mit leichten und schweren Schritten durch mancherlei Zeiten des gräflichen Hauses. Ein kleines Bildchen halten, ohne es zu wissen, meine Augen fest: Eine junge Komtesse mit seltsam lächelndem Blick, einem leicht geöffneten schmalen Mund und einer schier leichtsinnigen Art das weiße Spitzenhemd zu tragen.

Oben ist ernsthafte Begrüßung. Wir werden dem Führer der Abteilung vorgestellt. Rittmeister v. N. und die anderen Herren, die eben mit dem Frühstück fertig sind. Es ist acht Uhr früh. Der Nebel quirlt, wie wir sprechen, langsam empor und die flattrigen Vorhänge vor den hohen Schloßfenstern geben, wie von unsichtbaren Händen nach oben gezogen, die Aussicht in das weiße Winterland frei. Wir wärmen uns ein wenig auf, legen die schweren Pelze und die paar Pfund Wolle, die wir an uns haben, beiseite und machen uns marschfertig. Oberleutnant K. wird uns die Befestigungen am Ufer zeigen und verspricht uns außerdem, daß wir die Russen diesmal von Angesicht zu Angesicht sehen würden. „Unsere Vorposten stehen sich drüben am Wald auf achtzig Meter gegenüber. Des Morgens begrüßt man sich. Ein paar Leute haben neulich auf Bitten der Russen Tabak hingelegt und dafür einen Pack russischen Tee bekommen. Die Vorpostenschießerei hat hier keinen Zweck. Sie werden das Gelände ja gleich sehen."

Vor dem Portal draußen werden Karabiner verteilt, und wir setzen uns in Marsch. Die mächtigen alten Eichen des Schloßparkes sind weiß betupft, zuweilen wirft der

Digitized by Google

leichte Wind eine Schneelast stäubend auf den Weg, der so glatt ist, daß ich jetzt schon bedauere, meine Kniee nicht wattiert zu haben. Es ist nur der Ton von grau und weiß in der Parklandschaft; und ein hellgrauer Himmel, der neuen Schnee verspricht, wölbt sich darüber. Trotzdem ist der Weg von zauberhafter Schönheit, der Schnee flimmert, flirrt und bildet auf den breiten Wiesenflächen leuchtende Wellen und Hügel und spannt über alles Verwahrloste und Unansehnliche einen hellen Schein.

Um wärmer zu werden, schreiten wir, soweit es die Glätte erlaubt, tüchtig aus. Die Wiese dehnt sich plötzlich meilenweit. Wir sind am Rande des Sees. Drüben, wo die dünnen Erlenbestände wieder anfangen, stehen die Russen. Der schmale Landungssteg ist mit Sandsäcken gedeckt. Hinter dem Uferschilf steht eine wunderschöne Schilfvilla für den starken Posten.

Ich gehe auf den kleineren Steg hinaus. Eine schmale Fahrrinne führt nach rechts in die Mitte des Sees, die noch nicht zugefroren ist. Rauch steigt da auf. Hinter einer Insel hervor dampft ein kleines Schiff, das auf dem Heck eine merkwürdige Sache stehen hat. „Seiner Majestät Schiff Barbara," sagt Oberleutnant K. „Unser Kriegsschiff. Es hat eine ruhmreiche Vergangenheit hinter sich, von den ersten Kämpfen an den Masurischen Seen an. Jetzt bricht es Eis und die Angriffslust der Russen. Es wird gleich anfangen zu funken."

Da blitzt es auch schon am Heck der ‚Barbara' auf, und es dröhnt mit zehnfachem Widerhall von dem Ufer zurück. Die schweren Batterien zur Rechten und weiter zur Linken beginnen auch zu feuern. Das Ziel, eine Ziegelei am andern Ufer, ist aber von hier nicht zu erkennen.

Die kleinen Inseln vor uns sind seit ein paar Tagen wieder in unserer Hand. Als die Russen sie mit stärkeren Kräften nahmen, mußte der Posten sie noch mit Kähnen verlassen. Jetzt sind ein paar Stellen, an denen das Eis bis hinüber trägt. Im Gänsemarsch setzen wir uns in Bewegung. Der Weg von vorhin war rauh, gegen die Glätte dieser Strecke. An ein paar Streifen ist Spiegeleis. Durch die klare Eisdecke sieht man wie durch dunkelgrünes Glas

Digitized by Google

auf den Grund des Sees. Die Wasserpflanzen stehen mit herzförmigen Blättern gegen die gläserne Mauer, an manchen Stellen ist ein Blätterherz in die Eisschicht mit eingefroren. Gerade als ich die eisige Herrlichkeit still betrachte, beginnt hinter dem Gehöft auf der kleinen Insel, die ich jetzt fast erreicht habe, das gleichmäßige Hämmern eines Maschinengewehres. Ich folge den anderen rasch nach und bin mit ein paar Schritten auf der Insel. Ein kleines Bauernhaus, das der Bauer noch bewohnt, ein paar kümmerliche Ställe, in denen die Schweine grunzen, Holzstapel und Ackergeräte heben sich aus dem weißen Schnee. Aus Ziegelsteinen ist eine Brustwehr hergestellt. Man beherrscht die Eisfläche von hier bis zum anderen Ufer. Maschinengewehre sind in Bereitschaft. Über das Eis hinweg kann man auf der anderen Seite überschneite Schilfhütten erkennen. Sie gehen spitz nach oben zu wie die Indianerzelte, die wir uns als Kinder bauten. Es sind die Vorpostenhütten der Russen. Augenblicklich sind sie aber nicht besetzt, aus der nahen Entfernung von kaum zweitausend Meter könnte man sie von hier wie ein Sieb durchlöchern, da der Blick frei ist. Mit dem Glas sehe ich deutlich am Waldrand dahinter eben eine schmale Kette russischer Infanterie hervorkommen. Sie machen Halt. Das deutsche Maschinengewehr scheint sie beschossen zu haben. „Im Falle eines Angriffs bitte den bezeichneten Rückweg zu benutzen," sagt der Oberleutnant. Aber die Russen denken an gar keinen Angriff, der am Tage über die glänzend weiße Fläche auch sehr starke Opfer kosten müßte. Sie setzen sich am Waldrand nieder; der größere Teil verschwindet wieder, durch den dunklen Schleier der Erlenstämme gedeckt.

Von hier aus kann ich das Ziel unserer Batterie und der braven ‚Barbara' erkennen. Der hohe Schornstein der Ziegelei ragt über den Baumspitzen hervor. Rechts davon ist ein Dorf, in dem ein russisches Bataillon liegt. Im Ganzen scheint man zwei Regimenter gegenüber feststellen zu können, die aber weiter rückwärts im Quartier liegen. Das Bataillon ist vorgeschoben. Da lodern in dem Dorf die Flammen auf; in so weiter Ausdehnung glüht es über der weißen Landschaft, daß wir im Zweifel sind, ob

Digitized by Google

das die Wirkung unserer Artillerie ist, oder ob die Russen das Dorf selbst angezündet haben, weil sie abziehen wollen. Heute mittag wird unsere Infanterie vorstoßen, um die Lage festzustellen. Bis dahin hat die Artillerie den Vorstoß auf jeden Fall genügend vorbereitet. Sie schießt in regelmäßigen Abständen nach den russischen Stellungen hinüber.

Die Russen scheinen keine Geschütze in Position gebracht zu haben. Das gesamte schwierige Gelände, das wir beherrschen, würde es ihnen auch schwer erlauben. Ihre Batterien feuern nach Lötzen und Angerburg. Wenn sie das Feuer von einer Stelle sehr verlängern, können sie den See bis zur Mitte etwa noch erreichen. Nach einiger Zeit erscheinen auch ein paar weiße Schrapnellwölkchen in der Nähe der Stelle, wo die ‚Barbara' feuert. Die weißen russischen Geschützwolken scheinen den Oberleutnant an etwas zu erinnern. Er geht an die Bauernkate, klopft an das Fenster und ruft drei Mann von der Wachmannschaft mit Namen heraus. Dann geht er an die Rückwand, die Schutz vor dem Wind bietet. Aus der Tasche nimmt er zwei kleine Paketchen in Seidenpapier und wickelt vorsichtig aus. D r e i E i s e r n e K r e u z e. In der andern Hülle sind die Bänder. Die Leute treten an. Zwei Landwehrmänner und ein Reservist. Sie wissen, um was es sich handelt. Ihre mageren Gesichter sind ein wenig verlegen. Der Oberleutnant hält ihnen eine kurze Rede. „Kinder, weil ihr neulich die Patrouille so gut gemacht habt, wegen Lyck, wegen Bialla ... Ich hoffe, daß ihr weiterhin so brav eure Pflicht tut ..."

Die Batterie feuert in diesem Augenblick Salvenfeuer, daß die kleine Kate leise zittert. Die Leute stehen stramm. Der Oberleutnant und Kompagniechef zieht das Band mit dem Kreuz daran durch das Knopfloch der Waffenröcke und steckt es dann fest. Es hängt natürlich viel zu lang herunter. Da geht unser Führer, der uns diesmal hierher gebracht hat, der famose Hauptmann W., Kommandeur des Kraftwagenparks der 8. Armee, heran und befestigt jedem einzelnen kunstgerecht das Bändchen. Er quält sich redlich ab. Die Ausgezeichneten sehen auf die eifrigen Finger, aber sie rühren sich nicht, um zu helfen. Ihre Augen haben einen Ausdruck, als blickten sie in weite Fernen.

Digitized by Google

Da ist der Hauptmann fertig. Er gratuliert mit kräftigem Händedruck. „Schreiben wir Muttern, was?“ In dem Gesicht des Landwehrmannes zuckt es jetzt. Er hält die Hand des Vorgesetzten wie in einem Schraubstock. „Jawoll, Herr Hauptmann!“ Der Reservist, ein junger forscher Kerl, ‚strahlt wie 'n Weihnachtsbaum‘, wie der Unteroffizier im Hintergrund feststellt. Der Kompagniechef gratuliert auch jedem einzelnen. Sie sind jetzt schon freier in ihren Bewegungen, außerdem scheinen sie mit ihrem Oberleutnant auch ihre Geheimnisse zu teilen. Denn der eine flüstert ihm etwas ins Ohr, was ich nicht verstehe und auch nicht verstehen will. Der Oberleutnant nickt, und der Mann strahlt. Sie rücken ab. Der eine blickt dabei ganz verstohlen nach dem Kreuz hinunter, als ob er sich noch einmal überzeugen müßte, daß die Sache auch stimmte.

Wir gehen denselben Weg zurück und kommen wieder zur Brücke, gerade in dem Augenblick, als die ‚Barbara‘ heran-dampft. Der Admiral, Hauptmann H., springt von Bord und ‚die Artillerie‘ fragt salutierend und strahlend: „Das haben wir gut gemacht? Wie?“

Also hatte die gute ‚Barbara‘ das Dorf in Brand geschossen. Durch das Fernrohr hat man deutlich die aus den brennenden Häusern flüchtenden Russen erkennen können. Der Kompagniechef einer zweiten Kompagnie kommt zur Brücke. Telephon mit dem Kommando. Resultat: Um zwei Uhr wird vorgegangen.

Bis dahin kann uns der Oberleutnant noch die Batteriestellungen zeigen und die Befestigungsanlagen. Wir gehen wieder, diesmal nach anderer Richtung auf das Eis hinaus. „Fünf Meter Abstand.“ Es läuft durch die ganze Reihe, die sich allmählich zu dreifacher Länge auszieht. Das Eis ist blasig und schlecht, an vielen Stellen noch recht dünn. Wir meiden die freien Flächen und gehen in das dichte Röhricht. Es knattert und springt vor unseren Schritten, die Binsen brechen und klirren zur Seite. Eine faustdicke gefrorene Glasperle ist an dem Fuß jeder einzelnen Binse. Es sieht aus, als ob sie alle in kostbaren Kristallvasen ständen. Als wir über eine größere Freifläche müssen, deutet der Oberleutnant schweigend nach dem gegenüberliegenden

Digitized by Google

Waldrand, der vielleicht an dieser Stelle sechshundert Meter entfernt ist. Da sitzt, Gewehr über Kniee, eine starke russische Patrouille. Als unser Zug sich aus dem Röhricht entwickelt, stehen ein paar Russen auf. Da ist aber auch die Spitze schon wieder hinter dem dichten Binsenschleier verschwunden. Die Russen scheinen keine Lust zum Schießen zu haben. Was wir ihnen nicht übelnehmen. Vielleicht sind es dieselben Russen, die wir nachher am Abend im Schloß als Gefangene wiedersahen. Zunächst schlagen sie noch in Freiheit die Arme übereinander, um sich zu erwärmen.

Wir treffen bei den Batteriestellungen und den Schützendeckungen alles in Arbeit. Es ist unendlich mühevoll, was hier die Pioniere leisten. Nach zwei Spatenstichen kommt man schon auf Wasser, und die Torferde ist nicht gerade gut für Befestigungszwecke. Aber man hat ausgezeichnete Stellungen trotzdem geschaffen. Es ist selbstverständlich über Einzelheiten nichts zu sagen, aber ich glaube nicht, daß die Russen durch die Seenkette kommen könnten. Das Gelände ist so gestaltet, wie ich mich überall leicht überzeugen konnte, daß Massenentwicklung nirgends möglich ist. Es kommt auf die Geistesgegenwart und den Schneid jedes einzelnen an. Der Dienst ist verdammt schwer, und der Tod lauert nicht nur im Röhricht und stößt von oben aus dem Schrapnell herab, auch aus der Tiefe reißt er durch die dünne Eisdecke den Verteidiger nieder — aber auch den Angreifer. Solange die Russen Russen bleiben und auf der anderen Seite deutsche Soldaten stehen, scheint mir hier keinerlei Grund zu irgend welcher Beunruhigung vorzuliegen.

Auf dem Rückweg treffen wir die lange Kette der Kompagnien, die das Eis überschreiten, um anzugreifen. Sie schliddern über die glatte Fläche und schieben das Gewehr, Kolben nach unten, vor sich her. „Nächstens werden wir auch noch königlich preußische Schlittschuhläufer," meint ein Musketier und sitzt auf dem dazu bestimmten Körperteil.

Die Batterien schweigen. Hinter den Gehöften auf der Insel verschwinden die Mannschaften. Der Offizier verabschiedet sich. Ich sehe, wie er zu dem Unteroffizier der

Digitized by Google

Wache am Ufer herantritt und ihm einen Brief gibt. „Die Adresse meiner Frau wissen Sie ja. Na und wenn . . . sorgen Sie dafür.“

Der Unteroffizier versteht ohne viel Worte. „Sehr wohl, Herr Oberleutnant.“

Wir sagen ‚Auf Wiedersehen!‘ weiter nichts. Wie aus einer Gesellschaftsformel ein guter Wunsch werden kann, wie die Worte wieder ihren schönen reinen Sinn bekommen haben, nachdem der Krieg die Formen und die Formeln gründlich gereinigt hat!

Im Schloß ist richtige Tafel. Die Gobelins sind zwar in Königsberg, aber der Kamin ist hiergeblieben. Es wird dämmrig draußen. Ein ‚schwerer Artillerist‘ legt unermüdlich mächtige Scheite in die Glut. Die Funken sprühen auf, die Flammen tanzen. Das letzte Mal saß ich vor einem englischen Kamin . . .

Es ist lebhafte Unterhaltung, sie schwirrt mir fern vorbei. In ein paar Stunden muß Nachricht da sein von dem Stande des Erkundungsgefechtes draußen an der Ziegelei. Ich gehe durch das Treppenhaus, einen Schritt in den Park zu machen. Das huschende Licht von Kerzen und kleinen Lampen fällt über die Wände. Es ist, als ob die Komtesse lächelte, wie die Schatten über ihr Gesicht streifen. Am Treppengeländer steht ein junger Freiwilliger und sieht auf das Bild. Auch er lächelt. Er ist fertig zur Patrouille und wartet nur auf den Abmarschbefehl.

Ich gehe wieder in den jetzt leeren Saal zurück. Im Kamin tanzen und singen die Flammen und sprühen knisternde Funken.

Schloß . . ., Nacht vom 29. zum 30. November.

Die Scheite sprühen noch einmal auf und fallen dann zusammen. Die rotweiße Glut leuchtet durch den großen Saal. Der Teetisch wird fertig gemacht. Die Herren versammeln sich wieder. Da meldet ein Offizier: „Herr Rittmeister, melde gehorsamst, die Ziegelei ist in unserer Hand.“ Alles springt auf. „Verluste?“ fragt der Kommandant. „Melde gehorsamst, nein. Ein Pferd ist ersoffen.“

Digitized by Google

Die Stimmung ist von jetzt an von den hübschen Bildern nicht mehr weit entfernt, die uns von Anno 70 her berichtet sind. Es werden sogar richtige Reden gehalten. Gäste, wir nämlich, und Gastgeber — das Offizierskorps dieser Abteilung — trinken auf die gegenseitige Gesundheit und auf die verschiedensten hübschen Dinge, auf die man trinken kann. Eine neue Meldung wird von einer Ordonnanz gebracht: „Melde gehorsamst, Herr Rittmeister, eine größere Anzahl von Gefangenen; wie viele steht noch nicht fest."

„Das sind unsere Russen vom Seeufer," sagt mein österreichischer Kamerad.

„In zwei Stunden soll der Transport hier sein, Herr Rittmeister."

Wir sitzen an niedrigen Tischen, in den schönen tiefen Stühlen.

„Haben wir nicht mal kurz hintereinander in New York Uraufführung gehabt?" fragt mich plötzlich der Rittmeister Regelein.

Ich hatte meine Sünden in diesem Sturm von Erleben und Fühlen wirklich fast vergessen. Jetzt war's mir wieder näher: „Jawohl, Herr ‚Austauschleutnant'".

„Sie sahen mir gleich so verdächtig aus," sagt der Rittmeister. Und wir reden vom Irvington-Place-Theater und Berlin, sprechen von dem neuen Stück Regeleins (dessen Namen ich unter keinen Umständen verraten werde, es heißt ‚der Regimentsbefehl'), beschließen, eine Karte an Rudolf Presber zu schreiben — da meldet eine Ordonnanz: Festung Lötzen am Telephon. Herr von Regelein legt den Bleistift und die Zigarette beiseite, und Rittmeister Regelein ist für die nächste Zeit dienstlich sehr in Anspruch genommen.

Aus der kleinen Kapelle im ersten Stock kommen Orgelklänge. Ein Landwehrmann, der sonst Küster irgendwo in Schlesien ist, sitzt an der kleinen Hausorgel und spielt einen Choral. Soldaten und Offiziere stehen zusammen hinter den Noten und singen. Im Hintergrund stimmen ein paar Mägde mit kräftiger Stimme ein. Der halbdunkle Raum ist ganz erfüllt von den wuchtigen Tönen.

Digitized by Google

Wir treten
Zum Beten
Vor Gott den Gerechten,
Er ſchaltet und waltet
Ein ſtrenges Gericht.

Auf einmal ſchallt die erſte Strophe von ‚Deutſchland Deutſchland‘, wie ein ſelbſtverſtändlicher Anſchluß empor. Dann wird es ſtill; aus der kleinen Orgel ſingt und jubelt eine Fuge von Bach.

Auf der Treppe ſind ſchwere Schritte zu hören. Die Gefangenen werden zum Verhör heraufgebracht. Sie grinſen und lachen, als ſie die vielen deutſchen Offiziere ſehen und bald merken, daß ihnen hier die Ohren nicht abgeſchnitten werden. Drei Landwehrmänner ſtehen mit aufgepflanztem Seitengewehr daneben. Der eine Mann, ein Pole, bittet den ‚Panie rotmistru‘ um ein Stück Brot. Sie erhalten Kommißbrotſchnitten, und ihr Wohlbefinden hat ſich auf das äußerſte geſteigert. Niemand von ihnen kann Deutſch. „Stillgeſtanden!“ „Stoj cicho!“ kommandiert der Hauptmann. „Bez krokn — marsz!“ Ohne Tritt — Marſch! Und die Geſellſchaft ſetzt ſich unter ihrer Bedeckung wieder nach unten in Bewegung. Es ſind alles Reſervemänner des Regiments dreihundertdrei.

Inzwiſchen iſt auch unſer Führer von Vormittag zurückgekehrt und berichtet, daß die Ziegelei total zerſchoſſen ſei. Ein paar verwundete Ruſſen wurden noch über das Eis transportiert. Der Stabsarzt wird benachrichtigt.

Die Batterien ſollen noch in nächtlicher Beſchießung ein Gebäude unter Feuer nehmen, von wo die deutſchen vorgeſchobenen Patrouillen beſchoſſen wurden. Ziel iſt bekannt. Beſchießung daher mit Hilfsrichtung durch Lichtſignal möglich.

Wir gehen durch den nächtlichen Park, in dem Nebel quirlt. Man kann keine zehn Schritt ſehen. Die Bäume ſehen wie Ungeheuer aus. Die Kanoniere der Batterien ſtehen in Reihen hinter ihren halb in den Boden vergrabenen Geſchützen. Der Donner bei den Batterieſalven iſt hier bei den ſchweren Flachbahngeſchützen kaum zu ertragen.

In den blitzſauber gearbeiteten Erdhütten brennen kleine

Digitized by Google

Stallampen. Ein Freiwilliger lieſt mit gleichmäßiger, trockener Stimme einen Brief ſeines Bruders vor, der in Frankreich ſteht. Wort für Wort iſt deutlich zu hören: . . . „Seit den letzten Septembertagen iſt nichts Neues. Wir ſind Vorpoſten weſtlich Verdun, haben großartige Feldbefeſtigungen angelegt. Mal ſchießt der Feind, mal ſchießen wir. Aus den Argonnen klingen die täglichen und die nächtlichen Kämpfen herüber. Geſtern abend kam die Nachricht vom chileniſchen Seeſieg unſerer Kreuzer. Unſere Diviſion feierte es dadurch, daß wir Württemberger um zwölf Uhr nachts dreimal Hurra ſchrieen. Der Erfolg war großartig. Es begann ſofort ein wüſtes Schießen der Franzoſen, die in dem Novembernebel einen Angriff wohl vermuteten. Eine halbe Stunde pfefferten ſie ſogar mit Schrapnells und Granaten . . .“

„Batterie feuert.“ Das Donnern bricht den Brief mitten durch.

Wir gingen zurück nach dem Schloß. Aus einem kleinen Hauſe davor ſchimmert ein warmes, gelbes Licht, das ſich tapfer gegen den Nebel behauptet. Plötzlich fällt mir ein, daß heute der erſte Advent iſt.

Etappenarbeit im Winterfeldzug

Armee-Oberkommando 8, den 4. Dezember.

Wir fuhren durch das winterliche Land. Die Provinzſtraßen waren von eiſiger Glätte, unſer Kraftwagen ſchleuderte an ein paar Stellen bedenklich trotz des ſicheren Fahrers. Wir kamen durch die Gegend, die wir zuletzt geſehen hatten, als die Brandwolken über den Stoppelfeldern ſtanden. Nordenburg, Gerdauen, Angerburg. Überall waren Notdächer auf Scheunen und Wohndächern errichtet. Die Schützengräben und die Granattrichter bedeckte der Schnee, er lag auf den Brandruinen und ließ keines der Soldatengräber erkennen.

In Nordenburg waren keine zehn Bewohner, als wir in einer ſtürmiſchen Regennacht damals ankamen; jetzt liefen die Kinder auf den Teichen Schlittſchuh und ſogar ein

Digitized by Google

Modebazar, der außer ‚modes de Paris' auch Eisenwaren und allerlei andere nützliche Dinge verkaufte, war geöffnet. Ich hätte die Orte kaum wiedererkannt, wenn mich das Wegschild und ein paar unverwischbare Kennzeichen in der Landschaft nicht aufmerksam gemacht hätten. Die wundervolle Eschenallee von Gerdauen nach Nordenburg lag tot zu beiden Seiten des Weges. An ein paar Stellen begann man das gute Holz zu schichten und abzufahren.

In dem Etappenhauptort, den wir besuchten, um die ungeheuer wichtige Winterarbeit der Etappe zu studieren, merkten wir bald, daß es um wirkliches Studieren dabei geht. Die Arbeit der Etappeninspektion ist Generalstabsarbeit. Ein höherer Generalstabsoffizier, im Range ein Oberstleutnant, ist dem General, der Befehlshaber ist, denn auch zugeteilt. Die einzelnen Abteilungen, in die sich die Etappeninspektion gliedert, stehen wieder unter besonderen selbständigen Offizieren, wie der Etappenkraftfuhrpark, den ein Hauptmann, Kommandeur der Kraftfahrtruppen der achten Armee, leitet.

Ich habe nicht die Absicht, auf Einzelheiten der Organisation, der die gesamte Munitionslieferung, die Verpflegung, die Bekleidung, die Bespannung der Armee obliegt, einzugehen. Die Grenze zwischen dem, was ohne Gefahr mitgeteilt werden kann, und dem, was den Gegnern Fingerzeige geben könnte, ist hier oft so schwer festzustellen, daß es besser ist, ihr unbewußtes Überschreiten auf jeden Fall zu vermeiden.

Die Arbeiten für den Winterfeldzug sind natürlich besonders ausgedehnt gewesen. In riesigen Kisten lagen die Wollsachen, die als Reserve noch hier sind. Das königlich preußische Kommißwollhemd kostet sieben Mark fünfzig im Einkauf. Es ist ganz ausgezeichnet, weich, warm und fest. Die breiten Flanell-Bauchbinden lehnen die Soldaten allgemein ab, sie bieten dem Ungeziefer zu guten Unterschlupf. Gestrickte wollene Binden werden lieber genommen. Pulswärmer müssen sich übrigens recht leicht stricken lassen, — nicht nur Generalfeldmarschall Hindenburg wird von ihrer Menge geradezu erdrückt.

Neben dem Depot für Wollsachen sind die Räume in

Digitized by Google

denen Beutesachen: russische Mäntel, usw. für den Notfall wieder zurechtgemacht werden. Die russischen Maschinengewehre wurden nebenbei während der ganzen Dauer unserer Besichtigungen ausgeprobt.

Eine besondere Sorgfalt mußte man dem Hufbeschlag zuwenden. Es galt, die gesamten Pferde der Kavallerie, der verschiedenen Wagenparks und der Artillerie mit scharfen Wintereisen zu versehen. Eine Arbeit, die jetzt im großen und ganzen natürlich längst beendet ist.

Vor den großen Reparaturwerkstätten des Autoparks standen Hunderte von beschädigten und zerschossenen Kraftwagen, die wieder dienstbereit gemacht werden sollen. Die achte Armee hat eine Zeitlang tausend Automobile zur Verwendung gehabt. An manchem Tage wurden dreihunderttausend bis vierhunderttausend Mark für Neuanschaffungen für den Autopark allein ausgegeben. —

Die Schneeketten, die man überall vorbereitet und mit Erfolg verwendet hat, sind tatsächlich nur für frisch beschneite Wege zu benutzen. Sobald die Straße vereist, sind sie nicht mehr zu gebrauchen. Am besten hilft dann noch gegen das Schleudern ein glatter Gummireifen ohne jeden Eisenbeschlag. Natürlich werden die Straßen bis zur Front möglichst bald in fahrbaren Zustand gebracht. Man muß sich dann auf eine bestimmte Zahl von ihnen beschränken und dabei selbstverständlich im Einklang mit etwa beabsichtigten Operationen verfahren. — Schlitten sind für alle Fälle in großer Zahl angekauft und stehen bereit. Für die russischen Wege dürften sie unumgänglich nötig sein.

Neben den Schneepflügen von der gewöhnlichen Breite hat man bei den letzten Schneefällen auch mächtige Pflüge von fünf Meter Spannweite mit Erfolg verwandt. Es wird dann mit kleinerem Pflug die Straße vorgepflügt. Von dem glatten Verlauf dieser Reinigung und dieses Fahrbarmachens der Wege hängt, wie leicht zu verstehen ist, oft das Gelingen der Operationen endgültig ab.

Die Arbeit der Etappeninspektion ist, schon wie dies Streifen einiger ihrer Arbeiten zeigt, recht vielseitig und erstreckt sich von den großen Maßregeln bis hinab auf Einzelheiten; aber wie uns Oberstleutnant von Werder bat,

Digitized by Google

zu versichern, nicht auf das Aufsuchen einzelner Briefe und Pakete. Bei der Veränderung des Standortes der Truppen müssen oft ganze Eisenbahnwagen mit Paketen irgendwohin geschoben werden und können dort erst nach einiger Zeit bearbeitet werden. Die Etappeninspektion kann wirklich nicht jedem einzelnen Paket nachforschen, und die vielen, sehr vielen Anfragen, die doch nichts nützen können, steigern nur die genügend große Arbeit.

In die einigermaßen feststehende, vielleicht nicht trockene, aber doch gleichmäßige Arbeit gab eine niedliche Beobachtung über die russischen Gefangenen ein humoristisches Licht. Man konnte feststellen, daß die russischen Offiziere zunächst um Zigaretten und Briefpapier baten, die Mannschaften um Brot, die jüdischen Gefangenen fragten aber als erste Frage: „Wie hoch steht hier eigentlich der Rubel im Kurs, Herr Leutnant?“ Sie fragten es regelmäßig, es ist durchaus kein winterlicher Etappenscherz.

In der Feuerlinie an der ostpreußischen Grenze

Divisionsstab, den 9. Dezember.

Die Russen haben sich bitterlich darüber beklagt, daß ganz Ostpreußen eine ‚Seefestung‘ wäre und daß die achte Armee ihnen die allerschönsten Soldaten, die eindringen wollten, mit Scharfschützen wegknalle. Ein Teil von Ostpreußen ist ja nun tatsächlich durch die masurische Seenkette, deren Verteidigungsanlagen ich ja neulich, soweit es das militärische Interesse zuließ, schilderte, von Natur aus nach Art einer ‚Wasserfestung‘ gedeckt. Inzwischen hat aber das einsetzende Tauwetter und der tägliche Regen den Boden auch an anderen Stellen unserer Linie in einen zähen Sumpf verwandelt. Um die Verhältnisse, die an jeder Stelle der Front ja verschieden sind, bei den wichtigen Stellungen ungefähr von Gumbinnen kennen zu lernen, begab ich mich mit der liebenswürdigen Erlaubnis des Armee-Oberkommandos auf einige Zeit zu einer der Divisionen, die diesen Abschnitt verteidigen.

*

Digitized by Google

Die Stadt Gumbinnen sah viel lebhafter aus als vor vierzehn Tagen. Viele Läden waren geöffnet, auf den Straßen sah man außer Militär eine Menge Zivil. „Sie kommen eben auf einen Tag, um nachzusehen, nachher fahren sie wieder weg," sagte mir der Kaufmann, bei dem ich meine Vorräte für die kommenden Tage ergänzte. „Haben Sie denn den Kaiser gesehen?" Das war die Frage, die einem jeder in Gumbinnen stellte, mit dem man sprach. „Die Soldatchens haben sich ja ganz doll gefreut." Es ist richtig, die Ostpreußen lassen ihre Freude nicht so merken, aber auch später in der Front sah ich dies heimliche Brennen der Augen: Der Kaiser ist bei u n s gewesen.

Ich ging zur Etappe und holte meinen Quartierzettel ‚für einen Hauptmann und einen Burschen', bekam dann die Anweisung vom Magistrat und einen braven Landsturmmann mit einem Bund Dietriche mit. „Die Dietriche sind die Hauptsache," sagte der Polizeibeamte, denn die paar Wohnungen, die bewohnt sind, liegen alle voll und die paar, von denen wir Schlüssel haben, sind längst belegt." Der Landsturmmann öffnete die als geeignet erkannten Objekte wie ein gewiegter Einbrecher, aber die Betten, auf die es ankam, waren nie vorhanden, oder in einem Zustand, über den man besser nicht spricht. Gelegenheit zum Schreiben schien es überhaupt nicht zu geben. Endlich, in einem alten, hübschen Haus, in der Wohnung eines alten Fräuleins, hinter aufgebrochenen und wieder vernagelten Türen, fand sich ein ‚Chaiselongue', weiße Wäsche, glänzend heizbare Öfen und Koks. Die Wohnung schien völlig unberührt, nur der Schreibtisch war aufgebrochen, die Kästen herausgerissen, alle Papiere und Dokumente durcheinander gewirbelt und beschädigt. Ich zeigte dem Landsturmmann den Schreibtisch. Es rührte ihn nicht sonderlich. „Aber das ist doch meistens so," sagte er ruhig. „Also ich bringe Ihnen den Zettel."

Ich wollte den aufgebrochenen Schreibtisch noch von dem einzigen Nachbar bestätigen lassen, der zuckte nur die Achseln. Ich stopfte die Schubläden, so gut es ging, hinein. Alle Briefe mit der feinen, gleichmäßigen Kielfederschrift des achtzehnten Jahrhunderts, Reisepässe aus der Zeit Friedrich Wilhelms III., Stammbücher, Silhouetten. Am Abend, als

Digitized by Google

der Kerzenhalter mit drei Kerzen besteckt war und das Zimmer in dem gelben, schönen Licht heimelig erschien, fand ich auf dem Boden noch zwei Briefe, die ich nachmittags übersehen hatte: ‚Gumbinnen, 11. November 1777.‘ ‚Hertzlich geliebter Sohn!‘ war die Überschrift des Schreibens, in dem ein alter Mann seinem Sohn zur Verlobung gratulierte und bedauerte, daß er bei diesem ‚feyerlichen Feste‘ nicht dabei sein könne, da die Reise nach Königsberg allzu weit und beschwerlich sei. ‚Deiner Mademoiselle Braut und Ihren Hochwertesten Eltern bitte mein gehorsamstes Compl. zu vermelden, in spezie auch von der Frau Mutter und ältesten Schwester Johanna‘ war die Nachschrift des rührenden Briefes, den freche Kosakenhände halb zerrissen hatten.

Das zweite Schreiben war datiert: ‚Amiens, 12. Dezember 1870.‘ ‚Meine geliebten Eltern! . . .‘ Es ist von dem verwundeten Sohn im Lazarett geschrieben. „. . . Ich sah eine Schwester vorbeigehen, die einigen Kameraden etwas Schokolade in den Mund steckte, ich bat sie auch darum und sie schüttete mir ihren ganzen Rest von Zuckerkant in die Hand . . . Ich begreife jetzt nicht, warum ich in Berlin nicht alle Ersten zu Kranzler gegangen bin, und dort seinen ganzen Laden mit meinen 25 Talern aufgekauft habe . . .‘

Der heftige Ostwind blies so scharf gegen die Fenster, daß die Lichter in der Stube zu flackern anfingen. Nur deshalb nahmen die Schatten an den Wänden so greifbare Gestalten an. Draußen ratterte eine Munitionskolonne vorbei.

*

Am nächsten Tage erklärte mir der Generalstabsoffizier vom Divisionsstabe in freundlicher Bereitwilligkeit die Lage und riet mir, zu einem bestimmten Punkte der Stellung zu fahren. Mein einer Gaul lahmte, so requirierte mein braver Tiele einen kleinen Klapperwagen mit zwei Kosakenpferdchen in der Größe von tüchtigen Hofhunden davor, und wir fuhren los. Die Kanonade, die den ganzen Vormittag über zu hören gewesen war, hatte dann eine Zeitlang geschwiegen. Jetzt setzte sie wieder stärker ein. Der bleigraue Himmel wurde ein wenig heller, man konnte wieder Ziele

Digitized by Google

beobachten. Die schwarzen meterhohen Granatengarben stiegen bald rechts und links von den Feldern auf. Gerade als wir in das Hofgebäude, wo der Regimentsstab lag, einbiegen wollten, schien sich das Feuer der russischen Artillerie ein paar hundert Meter vorwärts konzentriert zu haben. Als wir über das lehmige Feld durch Tannenhecken gegen Sicht gedeckt, Schritt für Schritt vorwärts fuhren, schoben schwarze Wolkenfetzen über das helle Grau, eine heftige Regendusche setzte ein.

Der Oberstleutnant riet mir sofort, die Pferde bis zum nächsten Gehöft zurückzuschicken. „Gestern sind wir hier heftig beschossen worden. Da haben wir die Pferde des Stabes auch rückwärts verlegt. Der ganze Hof ist voller Granatlöcher, aber kommste übern Hund, so kommste übern Schwanz, es wird schon gehen. Wir bleiben hier. Sie auch. Das Mittag reicht doch. Wie?"

Der Adjutant versicherte, daß mehr als genug da sei, und plötzlich kamen die ungeahntesten Dinge zum Vorschein: Tischtücher aus japanischem Papier — ich hoffe, daß meine Frau mir auch solche besorgt —, Mundtücher aus demselben Stoff, drei Tassen, zwei Gläser. Für jeden ein Teller. Suppe und ein sehr falscher Hase bildeten eine unerhört üppige Speisenfolge. „Ja, ich wäre heute gern nach Gumbinnen geritten, zur Kirche," sagte ein Major. Ich sah auf. Richtig, heute war Sonntag. Man sprach von der Lage, von Polen natürlich. „Der Kaiser sah sehr gut aus," sagte jemand. „Ich hätte Majestät so gern gesehen, aber Krieg ist Krieg und Dienst ist Dienst und Schützengraben ist Schützengraben."

Alle Augenblicke klingelte das Telephon. „Die Artillerie hat die beiden Räume im Gehöft N. mit Beschlag belegt, ich kann keine Krankenstube einrichten. Sie erklärt, sie mache nur Platz auf Befehl der Division," meldete der Unterarzt. Der Adjutant verschwand. „Schon erledigt, sie bekommen einen größeren Raum und wir zwei kleinere. Das geht doch Herr Stabsarzt?" „Ausgezeichnet." „Na also, kommste übern Hund, so kommste übern Schwanz," sagte der Oberstleutnant. Ein Bataillon hat Wünsche über das Anfahren der Küchenwagen, die Artillerie fragt, ob

Gehöft S. noch von Feldwache besetzt sei, der Adjutant geht mit einer stets gleichbleibenden Ruhe hinaus und meldet: „In Ordnung, Herr Oberstleutnant."

Als es anfängt schummrig zu werden, meldet eine Ordonnanz: „Sechs Wagen, zwei vom Regiment und vier andere werden in zehn Minuten mit tausendsechshundert Weihnachtspaketen hier sein."

„Das sind ja mindestens drei solcher Stuben voll," sagt der Kommandeur in komischer Verzweiflung. Man hält geradezu Kriegsrat, wie man die Geschenke verstauen könne. In der Scheune geht's nicht. Da schießen sie das ganze Zeug womöglich zusammen. Schließlich wird beschlossen, die ganzen Pakete in den großen Reserveunterständen bei Laternenlicht bataillonsweise zu ordnen. Je ein Offiziersdienstttuer beaufsichtigt zwei Wagen. „Die viele Mühe und Liebe in diesen tausendsechshundert Paketen," sagt der Oberstleutnant. „Sie glauben nicht, wie die Armen und Allerärmsten sich mühen, den Truppen was zu schicken." Arme harte Hände stricken die feinsten weichen Schals, müde, sorgenvolle Finger binden so sorgfältige und hübsche Bündel zusammen und binden ihre Gedanken und ihre ganze große Frauentapferkeit mit hinein. Sie haben aber auch jetzt alle das Gefühl vorne in der Front, daß man um sie sorgt, und daß man für sie sorgt. Ein Grogk ist gut wärmend; aber jede Liebe wärmt hier im Felde, wo nicht nur der Körper in Dreck und Nässe und Entbehrung friert. Es ist so: die Frauen schlagen diesmal unsere Schlachten mit.

Ein Artilleriemajor fährt mich, da die Dunkelheit von Minute zu Minute schwarz heraufwächst, zu den ausgedehnten Artilleriepositionen. Kanonen und Haubitzenbatterien stehen zusammen, die schwere Artillerie ist selbstverständlich weiter nach hinten. Eine von den Granaten, die wir vor ein paar Stunden aufschlagen sahen, hatte genau in einen Unterstand eingeschlagen. Zwei Tote liegen neben der Erdhütte. Sie sind mit Zeltbahn bedeckt. Die Gruppe aß gerade ihr Kommißbrot mit Speck, als die ‚schwarze Sau', so nennen die Leute die Zweiundzwanzigzentimeter-Granaten der Russen, in die Ecke hineinbiß. Der Unteroffizier fiel betäubt um, der junge Offizierdienstttuer, der Sohn des

Digitized by Google

Batterieführers, ebenfalls. Jetzt ist das Loch schon wieder mit Erde verpicht und der Unteroffizier ißt sein Brot und seinen Speck.

Von der Artilleriebeobachtungsstelle aus sehen wir beim letzten Licht die Schützengräben. Morgen um die gleiche Zeit werde ich mit der Ablösung dorthin gehen. Für heute habe ich nichts Warmes mit. „Was gegebenenfalls verdammt nötig ist," wie man mir versichert.

*

Mein Bursche hat einen kleinen Selbstfahrer besorgt, so daß ich den Braunen, der in seinem Winterpelz wie ein Bär aussieht, einspannen kann. Gegen vier Uhr habe ich das Stabsgebäude wieder erreicht und fahre langsam über das Feld, indem ich mir alle Mühe gebe, den Granatlöchern auszuweichen. Der drainierte Boden ist von einem Sumpf jetzt nicht mehr zu unterscheiden. Der Braune zieht tapfer, aber angenehm ist ihm die Sache nicht. Im Gutsgarten ereilt uns das Schicksal. Ich biege rechts einem Trichter aus, da sitzt das Vorderrad links in einem andern, den ich nicht bemerkt habe, drin. Ich fliege in die klebrige Masse, die jeden Stoß abfängt, mich aber gleichmäßig mit graubraunem Kleister überzieht. „Sie hätten eine Stunde später doch so ausgesehen," tröstet mich der Stabsarzt, der meinen Einzug mit ansieht. Der Braune sieht mich vorwurfsvoll an und schüttelt den Kopf über die komischen Wege, die Menschen fahren wollen. Ich gebe ihm völlig recht.

Mein Schlafsack und ein paar Lebensmittel werden auf dem Krümperwagen verstaut, der bis nach vorn fahren soll. In einer halben Stunde wird die ablösende Kompagnie mit ihrem Häuptling abmarschieren. Der Oberleutnant, der sie führt, ist im Zimmer. Es ist ein alter, lieber Kollege, den ich da wiederfinde. Es ist ganz anders, wenn man sich im Kriege trifft. Bei Schiffsbegegnungen auf hohem Meer ist's das gleiche Gefühl.

Jetzt ist nicht viel Zeit zum Reden. Er muß Anordnungen geben. Ich verabschiede mich von dem Oberstleutnant, bekomme ein Stück von dem Kuchen, den die Artillerie zum Barbarafest gespendet hatte, und auf dem Hof, dessen

Digitized by Google

jenſeitige Gebäude man nicht mehr erkennen kann, ſammelt ſich die Kompagnie zum Abmarſch. Reitpferde werden vorgeführt. Man kann keine zwei Schritte mehr ſehen. Ein nieſelnder Regen ſtäubt herab. Die graue Maſſe zieht vorbei, man hört das Quatſchen des Waſſers, wie ſie marſchieren. Eine Taſchenlaterne blinkt für einen Augenblick auf. „Licht aus, zum Donnerwetter!“ ſchreit mein Freund. Die Spitze der Kompagnie hat die Straße erreicht. Im Schritt ſetzen ſich die Gäule in Bewegung. Die Helmſpitze meines Begleiters hebt ſich ſelbſt in der Dunkelheit ſcharf gegen die nachtſchwarzen Tannen. Es iſt, als ritte man mitten in die Ungewißheit hinein. Alles iſt wie unwirklich, fremd und ohne Form.

Diviſionsſtab, den 11. Dezember.

Gehöft . . .

Vor der Straße iſt ein Verhau von gefällten Bäumen und Draht. Rechts und links von ihm blinkt ein matter Schein auf: das Licht aus den Erdhöhlen des Schützengrabens. Es leuchtet nur nach rückwärts und iſt nur wie ein etwas heller Nebel. Die Kompagnie bezieht ihre Stellungen, die Pferde werden zurückgeſchickt.

Die Leute kennen die Lage der Unterſtände, alles vollzieht ſich mit großer Schnelligkeit. Wir gehen in den Gräben entlang; in den meiſten Hütten ſind Öfen. „Es gibt noch heißen Tee mit Rum,“ ſagt mein Begleiter zu dem Feldwebel. „Schön, Herr Oberleutnant.“

In die Schützengräben mit einbezogen, drei Meter hinter ihnen, liegt ein kleines Gehöft, das den Offizieren als Schlafſtelle dienen ſoll. Ehe wir uns auf die Suche machen, will ſich der Oberleutnant noch überzeugen, daß die Feldwache richtig abgelöſt wird. Wir ſtolpern nach der Straße zurück, überklettern das Verhau und gehen in die Dunkelheit vor uns hinein. Nach ein paar Metern haben wir die Drahthinderniſſe zu beiden Seiten der Straße hinter uns gelaſſen. Wir ſind zwiſchen den beiden Linien. Alle paar Minuten machen wir uns gegenſeitig auf Stolperdraht auf-

Digitized by Google

merksam. Es gibt noch ein großes Hindernis, das ich nicht sehe, bis ich mit den Füßen dagegen stoße. Die graubraunen Baumstämme heben sich von dem braungrauen Schlamm der Straße auch dann nicht ab, wenn man dicht an ihnen ist. Eine Gestalt steht dicht vor uns. Ich habe sie weder kommen hören noch kommen sehen. Der Feldruf wird getauscht. Der Oberleutnant hat eine kurze Unterredung mit dem Sergeanten und wir können zurückgehen zu ‚unserem' Hause. Der Boden quatscht unter unseren Füßen, wir überspringen Gräben, sinken bis zum Knie ein, taumeln, stützen uns gegenseitig, bis wir die Umrisse eines Gehöftes erblicken. Als wir auf ein paar hundert Meter heran sind, wird es plötzlich taghell. Ein russische Leuchtrakete steht über unseren Linien. Man sieht bei der Helligkeit deutlich, daß das Gehöft vor uns eine alte Brandruine ist. Unsere Schützengräben liegen links vor uns, wie wir jetzt erkennen können. Nur wenige Sekunden lang steht das blendende Licht am Himmel, dann ist die Dunkelheit umso undurchdringlicher. Sehr weit nach rechts scheinen jetzt Maschinengewehre ihr Hämmern anzufangen, bei der absoluten Stille hört man jedes Geräusch ziemlich deutlich. In der Ruine ist Bewegung. Sie liegt zwischen den Linien. Wir halten still: Nichts mehr zu hören. Regen setzt stärker ein und jedes Geräusch ertrinkt unter den Tropfen. Wir schreiten so schnell aus, wie wir können, und treffen plötzlich auf unseren Feldruf. Rechts schreit ununterbrochen jetzt laut, in auffallend regelmäßigen Abständen das Käuzchen. „Die Bande hat was vor," sagt mein Begleiter. „Aber meistens überlegen sie es sich dann wieder." Ein Soldat mit großem Bündel in der Hand steht vor uns.

„Ich habe bloß meine Gans abgeholt, und nun habe ich mich auch verlaufen."

„Ihre Gans?"

„Gottchen, ich hörte sie immerfort schnattern in dem leeren Stall, in der ersten dunklen Nacht wollt ich sie uns holen. Nu war's heut so weit."

Nach kurzer Zeit ist jetzt das richtige Gehöft erreicht. Wir sinken noch einmal bis zum Knie ein und kommen dann in eine kleine Bauernstube, in der eine Lampe brennt. Die

Digitized by Google

Fenster dieses Raumes gehen nach dem Hof hinaus, trotzdem sind sie dicht verhangen. Im Nebenzimmer, das nach der russischen Seite blickt, darf kein Licht gemacht werden. Der Ofen pustet Wärme von sich, er riecht scheußlich, es wird mit Torf geheizt. Ein Hauptmann und ein Oberleutnant sind noch in dem Zimmerchen, in dem man die alte Salzburger Uhr sorgfältig aufgezogen hat. Wir teilen unsere Vorräte, — mein Freund hat die unglaublichsten Dinge als Liebesgaben erhalten, — trinken ein Glas ostpreußischen Maitranks und ‚die Betten' werden hereingebracht. Eine dicke Lage Stroh wird in der Ecke ausgebreitet. Ich habe meinen Schlafsack mit, die anderen Herren nehmen ein paar Wolldecken. An Ausziehen ist für sie so wie so selbstverständlich nicht zu denken. Das Stroh knistert und flirrt. „Gedroschen?" fragt der Hauptmann den Burschen, der es mit größter Sachkenntnis aufschüttet. „Nein, Herr Hauptmann. Das gibt es nicht." Ich greife hinein in die schweren vollen Ähren und lasse sie durch die Finger gleiten. Mir ist es, als sähe ich den Mann mit dem eisernen Antlitz über die Felder stampfen. Wir werden still. Die Lampe verlöscht. Die Wachen werden noch einmal genau instruiert.

Das Stroh ist weich, meine Gedanken sind hart. Ich denke in einem Strom von Bildern und Satzreihen immer wieder fast qualvoll an das Wort, das sie hier sagen als Schlußwort zu allen Sätzen: ‚Gott strafe England.' Die Uhr schlägt die Stunden. Ich zähle bis Mitternacht. Da ist draußen leises Sprechen. Postenablösung. Ich zähle drei Uhr, da fallen unfern ein paar Schüsse. Wir springen auf. Die elektrischen Lampen leuchten grell über die weißgetünchten Wände. Der Oberleutnant geht hinaus und meldet nach einer Weile: „Feldwache auf Gehöft N. hatte kleine Schießerei. Wir können weiterschlafen." Ich falle bald darauf in traumlosen Schlaf, aus dem mich erst mein Freund weckt. „Wenn wir nach P. wollen, müssen wir aufbrechen, es wird hell heute."

Es gibt Kaffee mit kondensierter Milch. Der Hauptmann müht sich ab, in seine Kanonenstiefel zu kommen, während mein Oberleutnant aus einer Tube Marmelade auf ein Stück Kastenweißbrot schmiert. „So leben wir,

Digitized by Google

so leben wir, so leben wir nicht alle Tage," summt er dabei.

Wir verlassen das Haus und gehen in die Schützengräben hinein. Die Leute schlafen noch meistens.

Im Osten ist der Himmel blaßgelb und an einer Stelle glüht er wie eine hellrote Wunde. Aber leichte Wolken schleiern schon wieder über die Farben.

Trotzdem kann ich die Gegend weit erkennen. Drüben die dunkelblauen Bergketten sind schon Rußland. Das große weiße Gebäude rechts ist in russischen Händen; in weiten Bogen, parallel den unseren, ziehen sich die russischen Stellungen der dreiundsiebzigsten und fünfundfünfzigsten Division, die diesem Abschnitt gegenüberliegen. Die Entfernung zwischen den Linien geht von zweitausend Meter bis zu fünfhundert Meter an der nahesten Stelle, die wir jetzt erreichen wollen. Das Gelände dazwischen ist vorläufig für Infanterie kaum passierbar. Über diese Äcker, in die man bei jedem Schritt knietief in den zähen Boden einsinkt, kann so leicht kein Infanterieangriff geführt werden. Die Russen haben nicht so völlig unrecht, sich über die ‚Seefestung' Ostpreußen zu beklagen.

Die Unterstände sind sehr verschieden. Je nach der Geschicklichkeit ihrer Verfertiger. Am saubersten ist das ‚Gasthaus zum blutigen Knochen' gearbeitet, das richtige kleine Fenster mit Läden und Bänke und Tische hat. Streckenweise steht das Wasser so hoch im Graben, daß wir außen entlanggehen müssen. An der Trockenlegung dieser Strecken wird eifrig gearbeitet. Freilich ein wenig Ähnlichkeit mit der Tätigkeit des seligen Sysiphus hat diese Arbeit.

An einer Stelle liegt etwa zweihundert Meter hinter dem Graben ein größeres abgebranntes Bauerngut. „Dort soll unsere Weihnachtsfeier sein," sagt mein Begleiter. „Es sind dort große Keller, die sind geweißt worden, ein Zeichner von der zweiten Kompagnie hat die Wände bemalt, Tische und Bänke sind in Arbeit. Hoffentlich benehmen sich die Russen anständig."

Wir gehen derweile vorwärts, treten aus dem Graben über eine kleine Lichtung, um die Gehöfte vor uns zu er-

Digitized by Google

reichen, da summt es vorbei, so daß wir doch vorziehen, in möglichster Deckung an das Gehöft heranzukommen. Wir sind eben vor der Tür, da fallen von den Feldwachen ein paar Schüsse. Es wird beschlossen, doch nicht unnötig die Aufmerksamkeit der Russen zu erregen; und in Deckung von einem Bahndamm vorsichtig in fünf Metern Entfernung gehen wir zu den Schützengräben zurück. Dort frühstückt man jetzt. Mit ernsten Gesichtern meist. Dieser Krieg hier an der ostpreußischen Grenze hat nicht einmal das grimmige Lächeln, das der Krieg im Westen und in Polen zuweilen haben soll. Ein paar Kilometer hinter den Linien stehen die Häuser und Felder der Ostpreußen, die buchstäblich hier mit ihren Leibern die Heimat decken. Weil sie hier bis an die Hüften in Dreck und Wasser stehen, wochenlang, weil sie hier Tag für Tag auf der Grenzwacht sind, kann der D-Zug ein wenig weiter rückwärts fahren, können die Frauen an ihren Herden stehen und in ihren warmen Häusern sitzen. Es handelt sich bei allen anderen Fronten um dasselbe natürlich, aber die Riesenentfernungen machen es nicht so greifbar für das Gefühl. Hier weiß jeder Mann, wenn ich zurückgehe, flammt meine Stadt, mein Dorf, mein Haus in Funkengarben auf. Sie werden nicht zurückgehen, aber ihr Gesicht ist erzschwer und ernst. Ich möchte niemandem von dem Dreigestirn, das mit dem Krieg spekuliert, raten, durch die Schützengräben hier an der ostpreußischen Grenze zu gehen. ‚Gott strafe England!'

Wir verlassen den Graben, um vom Giebel des Hauses, in dem wir geschlafen hatten, bei dem klaren Wetter in die feindliche Seite zu blicken.

Der Boden eines Bauernhauses, in dem es sehr ordentlich zugegangen sein muß. Es ist eine von den protestantischen Salzburger Familien, die zur Zeit der Gegenreformation hier angesiedelt wurden. Ein paar alte Holzsachen stehen in der Gerümpelecke. Sauber sind die Abteilungen für Obst, für Gerste, für Geräte, für Federn. Alles ist durch schmale polierte Wände getrennt. Das kleine Fenster, das noch halb zugepappt ist, blickt genau über die russischen Stellungen. Man sieht mit dem Glas deutlich, wie sie anfangen, neue Drahthindernisse zu bauen. Sie fällen am

Digitized by Google

Waldrand Bäume, schleppen mit großer Selbstverständlichkeit alles zum Bau Erforderliche in die neuen Linien. Als sie an einer Stelle, an der ihre Festsetzung nicht ‚erwünscht' ist, in ziemlich dichten Kolonnen ankommen, gibt unsere Feldwache Feuer. Die Russen lassen Draht und Pfähle liegen und laufen eiligst zum Waldrand zurück. Hinter dem weißen Gebäude steigt Rauch auf, und wie ich oben in den Dachfirst klettere und durch eine kleine Luke hinübersehe, kann ich deutlich die Russen in Kompagniestärke etwa erkennen. Es wird Meldung an unsere Artillerie erstattet, daß sie einmal hineinfunkt.

Hinter den schwarzen Fensteröffnungen im Giebel des weißen Hauses ist die Dunkelheit an ein paar Stellen hellgrauer als an den übrigen. Von dort beobachten russische Offiziere uns, wie wir sie. Einmal kann man einen Kopf erkennen.

Wir müssen zurück. Die Russen haben die Eigentümlichkeit, bei aufklarendem Wetter das ganze Terrain mit Granaten zu bestreuen; vor allem die großen Straßen. Man sagt sich ‚Auf Wiedersehen!'

Wie ich auf der Straße nach dem Stabsgehöft gehe, vor dem mein Wagen wartet, muß ich an die lustige und feste Redensart des Oberstleutnants denken: ‚Kommste übern Schwanz, so kommste übern Hund!'

Unsere Batterien beginnen gleichmäßig zu feuern.

Kavallerieangriff im Nebel

Armee-Oberkommando 8, den 16. Dezember.

Des Morgens um zehn Uhr ist es noch so dunkel, daß Licht im Zimmer brennen muß. Um zwölf Uhr hat das neblige Quirlen ein wenig nachgelassen, eine matte Helligkeit kommt von der Himmelsstelle, an der die Sonne zu vermuten ist. Ich sitze in dem Auto, das mir das Oberkommando freundlichst zur Verfügung gestellt hat und sause die Straße entlang, die neben der Inster in den nördlichsten Zipfel Ostpreußens führt. Ich verstehe jetzt, daß dies Flüßchen ein kaum passierbares Hindernis für die Russen bildet.

Digitized by Google

Auf einen Kilometer, oft auf zwei, drei, sind die Wiesen und Sümpfe überschwemmt. An einer Stelle ist das andere Ufer nicht mehr zu erkennen. Weiden und Erlen stehen mitten in dem großen See, der sich bis zum Horizont ausdehnt.

Als sich die Landschaft gegen zwei Uhr wieder verschleiert, hat man das Gefühl, am Ufer des Wattenmeeres zu fahren; während einer halben Stunde bleibt gleichmäßig die matte unbewegliche Wasserfläche zur Rechten.

Die Kavalleriedivision steht mitten im Gefecht, sie ist heute mehr als acht Kilometer nach vorwärts gegangen und hat die russische Kavallerie vor sich hergetrieben. Der Boden ist bis zur Kniehöhe der Pferde zäher, klebriger Schlamm, in dem sich die Gäule nur im Schritt vorwärts bewegen können. Die Artillerie, die die Kavallerie mitführt, kann nur auffahren, wenn sie mindestens noch vier requirierte Bauernpferde vor die sechs Pferde des Geschützes spannt. Auch dann ist die Gefahr des Steckenbleibens, noch dazu im feindlichen Feuer, groß genug.

Die russische Kavallerie geht regelmäßig zum Fußgefecht über. Sie hat ein Dorf stark besetzt, und knallt in den Nebel hinein mit mörderischem Schnellfeuer. Unsere Kürassiere sitzen ab, legen ihre langen schweren Mäntel hinter eine Scheunenwand und stürmen. Ihre großen schweren Stiefel bleiben förmlich im Acker kleben, der junge Offizier, der führt, kommt in den leichten Gamaschen schneller vorwärts. Sein Degen zeigt nach vorn. Er ist bis auf fünfzig Meter an das Dorf heran, da fällt er. Die Kürassiere brüllen, ihr ‚Hurra' ist wie ein Wutschrei. Sie laufen mit ihren großen Stiefeln rasend vorwärts. Die Russen suchen zu ihren Pferden zu kommen, das Dorf ist genommen und das Gefecht entfernt sich rasch weiter nach vorwärts.

*

Unser Auto hält an dem Haus, drin der Divisionsstab liegt. Die Herren sind von der allergrößten Liebenswürdigkeit. Meinem Kollegen und mir werden ein paar famose Halbblüter zur Verfügung gestellt. Beides Sieger in manchem Hindernisrennen. Einer der Herren will auch sofort

Digitized by Google

mit uns reiten, — denn das Auto hat seine Schuldigkeit getan, es kann von der Chaussee keine zehn Meter in irgend einen der Nebenwege fahren, — aber man meint gleich, für heute wäre es für jede weitere Unternehmung vermutlich zu spät. Als wir im Sattel sind, ist es auch schon so undurchsichtig, daß man annehmen kann, in einer halben Stunde herrsche völlige Dunkelheit. Wir wollen aber wenigstens bis zu der Stellung an der Brücke reiten, die von einem Landsturmbataillon stark ausgebaut wird.

Wir riskieren einen kleinen Galopp und haben die Brücke schnell genug erreicht. Die ursprüngliche Eisenbrücke ist schon im Anfang des Krieges gesprengt worden. Die Trümmer liegen im Flußbett und hängen über die Böschung hinab. Damals fuhr das Automobil des russischen Adjutanten Prinzen Radziwill in voller Fahrt in den Fluß hinein. Der Wagen ging in Trümmer, aber der Prinz blieb unverletzt, sein Begleiter erhielt eine leichte Wunde. Jetzt ist der Fürst übrigens, wie russische Zeitungen meldeten, in Polen gefallen. Nach dem Unfall suchte man durchaus Sündenböcke in dem Dörfchen, zu dem die Brücke führt. Aber schließlich mußten selbst die Russen einsehen, daß die Brücke von den deutschen Pionieren und nicht von den Landbewohnern so gründlich gesprengt worden war. Jetzt führt eine Holzbrücke über den Fluß.

Die Landsturmleute, ein Bataillon aus Süddeutschland, machten einen ganz famosen Eindruck, wie sie eifrig an den Drahthindernissen und Schützengräben arbeiteten, — soweit man überhaupt noch etwas erkennen konnte. Es hatte keinen Sinn, in die Nebelwand hineinzugaloppieren, wir ritten zurück und wurden zunächst bei einem braven Schneidermeister untergebracht. Der nahm sofort meine Sachen, schüttelte mißbilligend den Kopf und begann Knöpfe und Henkel anzunähen. Seit drei Monaten habe ich keine so ordentlichen Sachen gehabt, wie jetzt.

Auf der Straße, die mit einer großen Azetylenlampe beinahe erleuchtet war, trafen wir den ‚Ortskommandanten', den Hauptmann der Jäger-Radfahrerabteilung, die der Kavallerie zugeteilt ist. Ein Mann meldete sich bei ihm: „Wo kommst du denn her?"

Digitized by Google

„Von die Russen, Herr Hauptmann!“

„Menschenskind, du bist ja pitschnaß!“

„Wir sind durch die Inster geschwommen.“

„Wer ist ‚wir‘?“

„Eine Patrouille von acht Mann, Herr Hauptmann. Wir mußten zurück, es kam plötzlich russische Infanterie, so an die dreihundert Mann. Sie schnitten uns von der Brücke ab. Wir sind dann geschwommen. Zwei Mann schossen so lange, damit sie nicht gleich ans Ufer kämen. Aber sie kamen doch und schossen nach unseren Köpfen. Aber sie trafen nichts, die Schweine! Ein Offizier schimpfte auch und fuchtelte herum deswegen. Wir merkten aber daran, daß es ein Offizier sein mußte, und der Gefreite, der schon am andern Ufer war, drehte sich herum und putzte ihn weg.“

„Na, das ist ja famos, Junge,“ sagte der Hauptmann. „Nun marsch in die warme Klappe, ich werde euch einen ordentlichen Grogk schicken.“

„Danke gehorsamst, Herr Hauptmann!“

Der Mann trat ab. „Fast die Hälfte meiner Mannschaft hat das Eiserne Kreuz, und sie kriegen es selbstverständlich nur für eine wirklich ordentliche Sache,“ sagte der Hauptmann.

Im Gebäude des Stabes liefen inzwischen die Meldungen ein, daß die befohlene Linie überall erreicht wäre. Ein paar Gefangene wurden eingeliefert. Der Nebel hatte aber allmählich jede Unternehmung auf beiden Seiten beendigt.

*

Als wir vom Abendessen kamen, Exzellenz war der liebenswürdige Gastgeber, saßen ein paar von den süddeutschen Landsturmmännern bei einem Licht hinter dem Fenster eines Bauernhauses. Sie sangen . . . ‚Augen hat's dockerlnett, wann i's nur hätt‘ . . . Anfang und Schluß des Liedes von dem braunen Mädchen riß der ostpreußische Wind fort, der auch den Nebel zerblies. Ein paar Sterne sehen durch die kahlen Äste einer mächtigen Linde und ließen die Pfützen aufblinken.

Digitized by Google

Durch Ostpreußen nach Mlawa

Zu den Kämpfen in Nordpolen

Armee-Oberkommando 8, den 24. Dezember.

Weit über tausend Kilometer fuhr ich in einem Generalstabsauto eine Woche lang durch Ostpreußen, Masuren und nach Polen hinein. Als wir abfuhren, lagen die braunen regenfeuchten Felder unter dichten Nebeltüchern, als wir am Nachmittag des Weihnachtstages über hartgefrorenem Wege zurückrumpelten, glänzte der Schnee auf Feldern und Tannenbreiten, leuchtete über die schlafenden Dörfer und kreiselte immer von neuem von dem daunigen Himmel hernieder.

In den Dörfern sah man hier und dort schon Weihnachtslichtschein hinter den Fenstern. Die uns begegnenden Kolonnen hatten alle ihre grünen Tannenbäumchen bereit neben ihrem Sitz, in den Dorfstraßen gingen Soldaten, beladen wie Weihnachtsmänner, mit Paketen; Soldaten, die Weihnachtsbäume trugen, die noch bis zum Abend geschmückt werden sollten. Unser Fahrer brachte den Wagen trotz der Glätte und der Rillen auf dem Wege in scharfem Tempo vorwärts, die Glocken riefen über das weiße Land aus der Stadt, in der jeden von uns etwas Weihnachtliches erwartete.

Die Truppenteile, von deren vorderster Linie wir kamen, hatten sich ihren Weihnachtsabend selbst gesichert. Am 23. hatten sie die Russen, die wieder bis Mlawa nachgerückt waren, in mächtigen Vorstoß, der auch über tausend Gefangene brachte, zurückgeworfen. In Allenstein, Soldau, Neidenburg und Ortelsburg wird man gute Weihnachten oder doch wenigstens gute Kriegsweihnachten gehabt haben.

*

Vor Lötzen donnerten die Kanonen, als wir nach Ortelsburg abfuhren; einen Tag und eine Nacht blieben wir in der zerschossenen Stadt, die vor ein paar Wochen die Russen zuletzt in acht Kilometer Entfernung gesehen hatte. Dann ging es nach Neidenburg, nach Soldau, zurück nach Neiden-

Digitized by Google

burg, wo uns ein Bäckermeister in Quartier nahm. Er hatte zwei kahle Stuben übrig und drei Bettstellen mit Matratzen. Die Ordonnanz heizte, daß der mächtige grüne Kachelofen, der in der Wand zwischen beiden Zimmern eingebaut war, summte und prustete. Trotzdem wurden wir erst nach ein paar Stunden warm.

Draußen marschierten Ersatz-Kompagnien, teilweise schon mit dem neuen flachen Infanteriehelm bedeckt, vorüber. Sie sollten bei dem Vorstoß, der für morgen angesetzt war, zum ersten Mal ins Feuer kommen.

Auf dem Markt, der dicht voll war von masurischen Bauernwagen, neben den Brandruinen der Häuser, formierten sie sich, warteten auf Befehl und zogen dann ab.

„Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von hier
Im Rosengarten, will dein ich warten
Im grünen Klee und im weißen Schnee.

Ich heirat nicht nach Geld und nicht nach Gut . . ."

Die russischen Kanonen von Mlawa her fingen an, ihren Nachmittagsspektakel zu machen. Der Ton war undeutlich, die marschierende Mannschaft erkannte in dem leisen Grollen nicht die Stimme der Schlacht. Die graue Linie bog um die Ecke auf die Straße nach Nastierken.

„Wer hat denn dieses schöne Lied erdacht?
Drei tapfere Jungen, die haben's g'sungen
In dieser Nacht wohl auf der Wacht — wohl."

Der Gesang flog noch lange über den Marktplatz zurück, auf dem die Masuren mit vielen Bewegungen und tausend Beteuerungen ihre kleinen scheuen Pferde und stinkende weiße Schafspelze verkauften.

*

Am andern Morgen fuhren wir die gleiche Straße. Die Wasserlachen in den Wagenspuren waren leicht überfroren. Der Himmel versprach Schnee, es war kaum Fernsicht zu erwarten. Das ganze Masuren ist voller Drahthindernisse,

Digitized by Google

Aufnahmestellungen und Schützengräben; an dieser Stelle schien man noch besonders Vorsorge getroffen zu haben, wir fuhren an einer Anzahl Artilleriestellungen vorbei, immer wieder an Drahthindernissen, bis wir zum Stab eines Infanterieregiments kamen, das in der vordersten Linie liegen sollte. Der Oberstleutnant nahm uns sehr freundlich auf. Der Regimentsadjutant erklärte mir auf der Karte die Lage, derweilen der Oberst mit meinem Begleiter plauderte. Von Soldau und Neidenburg her, also auch über die Stelle hinaus, an der wir uns befanden, würde der Vorstoß demnächst einsetzen. Man hatte Mlawa aus dem Grunde aufgegeben, weil die Russen aus Nordpolen, aus ihrer Hauptlinie also, beträchtliche neue Kräfte hier gegen Masuren eingesetzt hatten. Inzwischen hatten sie scheinbar aber wieder Artillerie fortgeschoben, denn es wurden an dieser Stelle höchstens zwei volle Batterien festgestellt. Wenn sie tatsächlich artilleristisch nicht stark sind, dann haben wir Mlawa heute abend vielleicht schon wieder.

Inzwischen hatte sich unser Generalstabshauptmann mit dem Obersten verständigt, daß wir bis dicht zur Grenze fahren und dann dort Anschluß an die Jägerbataillone finden könnten, die die Fühlung mit den Russen herstellten, weil die Kavallerie, bei der übrigens auch Prinz Joachim steht, von anderer Stelle aus vorgehen sollte. Das einzig Bedenkliche wäre das Passieren eines Waldes, der von Kosakenpatrouillen unsicher gemacht wird; die polnische Ortschaft dahinter ist wieder fest in unserer Hand, wir haben auch Artillerie dort. Gestern hat man eine Radfahrerpatrouille abgeschossen. Aber da wir ein gutes Auto haben, beschließen wir zu fahren, zumal eben die Sonne ziemlich unvermutet den Nebel zerzaust und bald ein ausgezeichneter Fernblick sein muß.

Wir sausen durch den Wald, den dichte Unterhölzer, starke Wachholderbüsche, die merkwürdige Formen und Gestalten bilden, ziemlich unübersichtlich machen. Dicht vor dem deutschen Zollhaus machen wir Halt. Ein paar sehr liebenswürdige Jägeroffiziere übernehmen die Führung, und wir betreten endlich wieder russischen Boden. Die Stallungen für die Grenzkosaken sind von Schweineställen nicht

Digitized by Google

zu unterscheiden, ein paar zerrissene Heiligenbilder liegen zwischen dem Haufen von schmutzigem Stroh. Das russische Zollhaus ist völlig leer. Nur eine Unmenge russischer Bücher und Zolldeklarationen bedecken den Boden. Ein kleiner armseliger Tisch und ein Küchenstuhl stehen in einem Zimmer.

„Die habe ich mir aus dem nächsten deutschen Dorf im Krümperwagen hierher geholt," sagt der Jägerleutnant, mit dem zusammen ich sein Quartier von gestern besichtige.

„Hier werden wir Weihnachten sein. Oder vielleicht in einem noch dreckigeren Nest!"

Wir gehen an den armseligen Hütten von Peplowek vorbei bis zu den Schützengräben der Jäger. Man kann weit in das Land hineinblicken. Ich habe Nordpolen oben gesehen gegenüber der Nordgrenze von Ostpreußen, nachdem die Kriegswelle einmal über das Gouvernement Suwalki gegangen war; hier Mlawa, das mehrere Male hin und her gespielt wurde, sieht noch viel trostloser aus, als die wirklich schon recht jammervolle polnische Landschaft, die ich von damals in der Erinnerung habe. Wilkin, Kuklin, Wiecztina und wie die Nester heißen, bergen wirklich weiter nichts als Schmutz, wieder Schmutz, und die berühmten kleinen Tierchen, gegen die kein Seidenhemd, keine geheimnisvollen Mixturen schützen. Nur die Gewohnheit macht sie erträglich.

„Vielleicht bringen sie Glück," meint der Jägeroffizier, der neben mir den Feldstecher auf den Horizont richtet. Ich sehe den Nebenmann etwas mißtrauisch an. „Ich habe übrigens zufällig keine," sagt der ruhig.

Man sieht eine russische Kavalleriepatrouille hinter der nächsten Anhöhe auftauchen und hinter ein paar Stallgebäuden verschwinden. „Die Gehöfte vor uns und der Waldrand rechts sind vermutlich unbesetzt," sagt der Offizier und zeigt in die grauweiße Ebene, der nicht einmal der helle Wintersonnenschein einen Schimmer Freundlichkeit geben kann.

Wir hören das summende Geräusch eines Fliegers. Ehe wir den gelben Vogel erkannt haben, setzt an der russischen Seite ein mörderisches Kleingewehrfeuer in weitem Halbkreis ein. Aus dem Gehöft vor uns und von dem Wald-

Digitized by Google

rand wird so lebhaft geschossen, daß man auf ziemlich starke Besetzung schließen muß. „Na also," sagt der Jäger, „die Rekognoszierung wäre im gewissen Sinne schon erledigt. Ich hätte nicht gedacht, daß so viel da vorn steckt."

Er läßt die Meldung gleich nach hinten weiter geben. Der Flieger zieht ruhig seinen Weg über die russischen Linien. Überall knallt es los. Die ganze russische Front scheint sich an dem Schießen beteiligen zu wollen, man kann deutlich danach die russischen Vorstellungen abschätzen. Wie ich später erfahre, ist das Flugzeug bei dieser Erkundigung von über fünfzig Schüssen getroffen worden, Flugzeugführer und Beobachtungsoffizier blieben aber unverletzt.

Das russische Feuer wird, mehr nach rechts, heftig vom deutschen Feuer erwidert. Die Jäger machen sich im Schützengraben bereit. Aber das russische Schießen setzt aus, sobald die Erwiderung von rechts her kräftiger wird.

An der Scheunenwand vor den Gehöften im Bereich unserer Gewehre zeigen sich polnische Bauern, die wohl neugierig das Schießen beobachten wollen. Wir blicken gespannt in die Ebene, unsere Zeit ist bemessen, denn der Generalstabshauptmann, dessen Autogäste wir sind, hat noch dienstliche Dinge zu erledigen. Wir gehen langsam und schweren Herzens durch Peplowek zurück. „Die Russen werden ziemlich sicher geworfen, wenn wir angreifen," sagt ein Jägeroffizier. „Morgen ist Mlawa, die dreckige Mistfinkenhöhle, unser; man merkt's an ihrer ganzen Art, ihre ‚Kriegslust' ist noch geringer als sonst."

Eben sind wir an das deutsche Zollhaus gelangt, da setzt regelmäßiges, starkes Gewehrfeuer ein. Jetzt scheinen beide Linien, die deutsche und die russische, lebhaft zu feuern. Das ist kein Vorpostengefecht mehr. Von Soldau her donnern Kanonen. Die Offiziere verabschieden sich. Das Feuer nimmt an Heftigkeit zu, der deutsche Vorstoß, dessen Resultat ja inzwischen der amtliche Draht gemeldet hat, ist begonnen worden. Am nächsten Tage ist Mlawa wieder unser.

Alle die vielen tausend Meter Stacheldraht in Masuren werden nur dem Rost Widerstand zu leisten haben und nicht

Digitized by Google

den stürmenden russischen Regimentern. Auch von Ostpreußen aus ist der Krieg wieder auf russisches Gebiet verlegt worden.

Durch Ostpreußen nach Mlawa

Bilder, Stimmungen und Begebenheiten

Armee-Oberkommando 8, den 25. Dezember.

Ortelsburg

In dem Riesenzimmer, in dem ich übernachte, hat vormals ein Jäger gewohnt, die Wände hängen voll Geweihen und Jagdbildern, von der einen Wand sieht ein kunstgerecht ausgestopfter Elchkopf unter mächtigen Schaufeln in den dämmrigen Raum, den eine sehr dünne hohe Stearinkerze mit zittrigem Licht füllt. Die Wände und der Schrank, viele von den Bildern und Bildchen haben merkwürdige Flecken. Wie ich sie genau ansehe, bemerke ich, daß das Zimmer von Gewehrkugeln durchsiebt ist. Die Scheiben sind erneuert. Nur an einem der drei Fenster hat man das zerschossene Glas im Rahmen gelassen. Drei kreisrunde, ziemlich glatte Löcher, sonst ist die Scheibe unversehrt. Die Russen haben auf ihrem Rückzug damals von der Straße in alle Häuser hineingeschossen; in allzuviele war es ja nicht möglich, denn der größere Teil der Stadt war ein Trümmerhaufen. Eine Kugel hat die beiden Scheiben hübsch glatt durchschlagen, ist durch die Spindentür gegangen, durch ein dickes tannenes Hutbrett, hat die Oberwand des Schrankes durchbohrt und ist schließlich in ein Ölbild gegangen, das an der Wand hängt. Mitten in dem Gesicht einer sehr feinen und lieben alten Dame, in der Tracht des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts, sitzt die russische schwarze Kugelspur.

Das Gebäude gegenüber ist völlig ausgebrannt, durch die schwarzumzackten Fensterhöhlen stiebt der Schnee. Der österreichische Kamerad und ich, die wir zusammen hier in Masuren frieren, stehen jeder an einem Fenster und blicken hinaus, bis wir plötzlich jeder wie auf Kommando Mütze und Gummipellerine greifen und aus der sprechenden Stille

Digitized by Google

des Zimmers in das stumme Schneetreiben der Ruinenstadt flüchten.

Der Teil des Städtchens, durch den wir zunächst gehen, ist der unbeschädigte. Hier ist jetzt die Hauptgeschäftsstraße; kleine, alte, einstöckige Häuser, die mit dem Giebel nach der Straße stehen, sind unbeschädigt geblieben. Es ist lebhaftes Kaufen und Verkaufen, die polnische Sprache und der polnische Eindruck überwiegen. Es gibt wie in allen diesen Städtchen dicht hinter der Front vor allem Wollsachen, Konserven, Zigarren, Zigaretten, und wie in allen diesen Städten kann man keine einzige anständige Zigarette auftreiben und eine schlechte Kerze kostet dreißig Pfennig. Die Läden haben sich nach Bedürfnis verlegt. Ein Papiergeschäft ist in den Laden eines Schneiders, der längst geflohen oder gefallen ist, gezogen. Neben dem Schreibpapier und den Kalendern, die schon in großer Anzahl bereit liegen, sind noch ansehnliche Vorräte von Militärmützen und Hosenstoffen auf den Borden. Eine Drogerie ist in einen Schusterladen gezogen. Die Apotheke hat ein halbniedergebranntes Gebäude mit Notdach versehen und sich nach Art der ‚Stores' in Wild-West-Amerika eingerichtet. Alles ist aus frischem, nicht gestrichenen Tannenholz gezimmert, alles steht eng und fast lustig beieinander. Eine qualmige Petroleumlampe erhellt den Laden nicht sehr erheblich.

Wir gehen weiter in die Ruinenstraßen hinein. An den Eckhäusern, die bis ein paar Fuß über der Erde von den Granaten zerfetzt worden sind, ist oft die Eckwand noch ein paar Meter hoch ziemlich unbeschädigt, der Gasarm ist dort wie sonst angeschraubt. Der Rest des einstigen Hauses dient so eigentlich nur noch als Laternenhalter für die Straßenbeleuchtung.

Klugerweise sind eben nur die notwendigsten Aufräumungsarbeiten vorgenommen worden: ein paar Sprengungen von überhängenden Gebäudeteilen und Forträumen von Schutt. Siebzig Prozent der Häuser sind eingeäschert.

In unserem Haus, in das wir zurückkehren, ist in den unteren Räumen ein sehr gutes Lokal. Der Bürgermeister, der Apotheker, die ‚Spitzen' des Städtchens nehmen dort ihren Abendschoppen. Just wie sonst auch. Sie sprechen

Digitized by Google

davon, daß man nun den alten verhunzelten und schmutzigen Stadtteil am See wunderschön neu wieder aufbauen könne, und daß Ortelsburg eine ideale Stadt werden würde.

Am nächsten Tag sehe ich mir den Eisenbahnzug an, den die Russen im November zusammengeschossen haben. Eine starke russische Kavallerieabteilung mit Artillerie war durch die Waldgebiete vorgebrochen und war bis zur Stelle gekommen, wo die Bahn nach Allenstein die Ortelsburger Provinzstraße kreuzt. Der Zug nach Allenstein hatte auf der Fahrt die Station Schwentainen passiert, der Zugführer hoffte noch trotz des Einbruchs der Russen durchzukommen, aber die russische Kavallerie entwickelte außergewöhnliche Energie. Sie stellte ihre Kanonen auf der Straße auf, sperrte außerdem den Übergang durch aufgelegte Schwellen. Auf hundertfünfzig Meter gaben die russischen Geschütze den ersten Schuß ab.

Ich sah den zusammengeschossenen Zug. Schon der erste Schuß hatte die Maschine unbrauchbar gemacht. Dicht über den Rädern saß ein mächtiges Loch, alles Gestänge war wie dünnes Rohr zerbrochen und zerbogen. Die furchtbare Wirkung der Granaten auf Eisenziel war geradezu, wie zum besonderen Beispiel, vordemonstriert. Kleingewehrfeuer hatte dann die anderen Wagen durchsiebt, ein paar Granaten waren noch in Abteile zweiter Klasse gefahren und in die Packwagen, die völlig ausgebrannt waren. Die Leute, die aus dem brennenden Zug auf die Felder flüchteten, wurden sofort von der Kavallerie niedergehauen, gleichgültig ob es Frauen oder Männer waren. Wer in der Nähe des Zuges wartete, blieb verschont. Alle Polster wurden aufgerissen, um zu sehen, ob Wertsachen darunter verborgen wären, alle Habseligkeiten in großer Eile durchsucht und durchplündert. Überall sah ich noch die leeren großen Pappkartons, die zerbrochenen Flaschen, beschmutzte Photographieen, zerrissene Briefe auf dem Felde. Ehe die Russen ihre Plünderungsarbeit zu Ende führen konnten, flog vom Waldrand her der schrille Pfiff einer Patrouille. Mit größter Eile saß man auf, die Artillerie hieb auf die Pferde und alles sauste die Straße nach Dombrowka zurück. Deutsche Kavallerie rückte an, und der deutsche Gegenstoß, der die eingedrungene Armee, deren

gitized by Google

Kavallerie sich hier ‚betätigt' hatte, bis über Mlawa hinaus warf, setzte ein.

Neidenburg und Soldau

Das Marktleben war in Neidenburg ebenso lebhaft wie in Ortelsburg. Die Frauen trugen den Kopf in den großen farbigen Umschlagtüchern, die Männer gingen in schweren schmutzigen Bauernpelzen. In Ortelsburg war Wagen auf Wagen mit den kleinen unglaublich scheuen masurischen Pferden zur Dampfmühle gefahren; hier schien man mehr auf Pferdekauf zu gehen. Die Fuhrwerke standen durcheinander und nebeneinander, und wenn es gegangen wäre, hätten die Masuren sie auch übereinander gestellt. Ich beobachtete, wie ein Pferdegespann das Heu des Vorderwagens ratzekahl leer fraß. Es war sehr charakteristisch, was der Besitzer der Pferde dem Besitzer des Heues achselzuckend erklärte, als er seelenruhig, rechts und links anfahrend, aus der Wagenburg abzog: „Pies ziecze, Pan jedzie," das Hündchen bellt, wenn der Herr fährt.

Der Mann, der so mit einem Sprichwort als Abzahlung bedacht war, sagte mir auf polnisch und deutsch und außerdem in einem Idiom, das ich nicht feststellen konnte, daß das abfahrende ‚Brüderchen' ein swinia, ein Schwein wäre und wollte darauf mir, seinem ‚woyu' Onkelchen, ein Pferd verkaufen, von dem er wieder in drei bis vier Idiomen behauptete, daß er es damals nach ‚der Schlacht' (die Schlacht ist immer Tannenberg) gekauft und nun ausgefüttert habe. Es sei ursprünglich ein Generalspferd gewesen. Ich verzichtete aber auf die Besichtigung des Pferdes von Samsonoff oder Martos — der Mann hätte sonst noch schließlich behauptet, daß es das berühmte, dem General unter dem Leibe erschossene gewesen wäre, das man wieder lebendig gefüttert hätte — und ging zu der alten schönen Ordensburg hinauf, die Neidenburg zur Tartarenzeit erfolgreich verteidigt hat.

Das Schloß ist eine der ältesten Burgen Ostpreußens, es muß schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstanden sein. Neben den mächtigen Steinkugeln, die nach

Digitized by Google

alter Belagerungskunst die mächtigen roten Ziegelmauern nicht durchbrechen konnten und die man eingemauert hatte, so daß sie zur Hälfte herausragten, hat die neueste russische Granate in das Mauerwerk gebissen; sie hat an den unteren Wandteilen auch nicht in das Schloßinnere dringen können. Oben, wo die Mauern schwächer sind, wurden sie natürlich glatt durchschlagen, und es klafft nun das große Granatloch dicht neben einer der vielen Steinkugeln aus den alten Eisenkartaunen.

Das Schloß ist jetzt Amtsgericht und Gefängnis und die schönen, gotischen Spitzdecken sehen auf langweilige Schreibstuben und staubige Protokollbücher. Als beim Angriff der Russen die ersten Granaten zündeten, versprach man ein paar schweren Jungen, die noch in den Zellen waren, die Freiheit, wenn sie den Brand löschen würden. Es gehörte zu ihrem ‚Beruf', gewagte Touren über Dächer zu unternehmen; sie sprangen über die Dachfirste, sie kletterten zu den Blitzableiter, sie löschten mit nassen Tüchern und Wassereimern das Feuer. Man gab ihnen, wie versprochen, die Freiheit, die ihnen freilich die Russen dann wieder bald genug nahmen. Es war ein sehr würdiger Bürger, der mir diese Geschichte erzählte; er hatte sonst sicherlich allen schuldigen Abscheu vor Spitzbuben und Zellenbewohnern, aber er fügte seinem Schlußsatz ziemlich unvermittelt hinzu: „Was jammerschade war."

*

Soldau war im November auf kurze Zeit wieder in russischen Händen. Auf dem Kirchhof in Soldau liegen die Gräber derer, die am 16. November gefallen sind. Das Kottbuser Landsturmbataillon vornehmlich hat hier seine gefallenen Kameraden zur Ruhe gelegt. Die Holzkreuze sind mit rührender Sorgfalt geschnitzt, und die schweren Soldatenhände haben die Inschriften so sauber gezeichnet, als hätte ein Kalligraph die Arbeit getan und nicht der Landsturm aus der alten Tuchstadt Kottbus.

In den Trümmerresten der Stadt Soldau sind kaum noch Einwohner. In den Läden, deren Scheiben zerschossen

Digitized by Google

sind, haben fliegende Händler ihre Soldatenware für die durchziehenden Truppen ausgebreitet. Ich glaube, der Handel nahe an der Front und dicht hinter ihr, ist außerordentlich verdienstreich und setzt viele Millionen um. Weder Offizier noch Mannschaft fragen nach dem Preis. Die Zigarre soll gut sein, (was sie selten genug ist), der Strumpf soll warm sein. Wer weiß, wer morgen noch rauchen und sich wärmen kann. Den Fetzen von Annehmlichkeit, den man erwischen kann, reißt jeder mit fester Hand an sich, denn morgen summen die grauen Fliegen über das weiße Schneefeld. ‚Gilt es mir oder gilt es dir . . .‘

Kolonnen werden herangezogen. Infanterie marschiert durch die Straßen, die Autos mit den Fahnen des Generalkommandos und den spitzen Wimpeln der Divisionen sausen um die Ecken. Überall drängen sich Soldaten, Krümperwagen rasseln die Straße hinauf zur Linie. Selbst wenn man nicht wüßte, daß der Angriff heute schon oder morgen einsetzen würde, man kann es fühlen, wenn man lange genug in den Soldatenstädten gewesen ist und das lebhafte Treiben von der Unruhe und dem Bereitsein unterscheiden lernt.

Ein Rheinländer, just aus Rüdesheim — ach Rüdesheim! — zeigt mir ein Haus, in das eben die Bewohner zurückgekehrt sein sollen. „Das mit der grünen Tür, wo das Schild abgerissen ist.“ Ich gehe hinein, meine Konservenbüchse in der Tasche. Durch einen großen leeren ausgeraubten Laden komme ich; durch mehrere große Zimmer, die als einzige Möbel ein Sofa und ein Liegesofa haben; durch einen kleinen Raum, der ehemals ein Kinderzimmer war, denn ein großer Bär und ein Schaukelpferd stehen in der Ecke, und eine kopflose Puppe baumelt von einem Wandbrett, das mit Kinderszenen bunt bemalt ist. In der Küche ist Feuer. Eine alte Frau und ein junges Mädchen, beides Polinnen, hantieren am Herd. Sie wollen mir meine Konserven wärmen. Die Glut im Herd leuchtet durch den ganzen Raum, in dem zerbrochenes, schmutziges Porzellan, halbleere russische Konservenbüchsen, Brennholz, Stroh, zerschlagene Möbelstücke, alte Speisereste durcheinander liegen.

Digitized by Google

Ich halte meine von stundenlanger Autofahrt erstarrten Finger über die Glut und sehe argwöhnisch zu, wie die Frau, die die Wirtschafterin hier ist, einen Eßtopf reinigt. Sie spricht polnisch und deutsch vor sich hin; das junge Mädel nimmt einen langen Strohhalm, hält ihn in die Glut und gibt ihn mir als Zigarettenfidibus. Bei dem hochflammenden Licht blickt die Alte auf. Ihre braunen Augen sehen schwermütig in die Verwüstung: „Was wird der gnädige Herr dazu sagen?“ fragt sie mich plötzlich.

Ich muß lächeln und bin doch ganz ernst, wie ich mir an dem fremden Feuer die Hände wärme.

Feste Boyen und Stadt Lötzen

An der Festung wird gearbeitet, die Russen werden das gegebenenfalls deutlich merken. Es ist sehr interessant, zu sehen, wie eine moderne Festung entsteht. Zu schreiben ist darüber natürlich nichts. Vorläufig rennen die Russen gegen unsere befestigten Feldstellungen weit im Vorfelde von Lötzen an, und wir machen beinahe täglich Gefangene. Als ich in der Festung weilte, war aus irgend einem Grunde das Gaslicht nicht in Ordnung. In den schmutzigen Straßen, die voller Soldaten waren, die noch etwas für Weihnachten mit hinausnehmen wollten in die Stellungen, konnte man nicht die Hand vor den Augen sehen. Unablässig donnerten dabei zum beginnenden Abend die schweren Geschütze.

In dem Lokal, in dem wir zu dritt zu Abend saßen, beleuchteten Stearinkerzen und zwei Petroleumlampen ohne Schirm die drei dicht gefüllten Räume. Ab und zu ließ einer der Herren seine Taschenlampe aufflammen, weil es ihn doch interessierte, zu sehen, was er äße. Eine Ordonnanz brachte eine Meldung an einen Tisch. Die Russen hatten einen räudigen Hund in unsere Stellungen gejagt und an seinem Halsband einen Brief befestigt. Sie sagten darin, daß Elsaß-Lothringen ja doch längst von den Franzosen besetzt wäre, und daß man uns in Polen blutig geschlagen hätte. ‚Liebe Kameraden, es ist unütz Krieg zu

Digitized by Google

führen gegeneinander. Übergebt die Stadt Lötzen und macht Frieden mit uns.' Unter großem Hallo wurde beschlossen, den Hund wieder zurückzujagen mit einer schönen Wurst am Halsband, aber so, daß er sie nicht erreichen konnte: ‚So seht ihr wenigstens, wie eine gute Wurst aussieht, von der wir hier noch tausend Zentner haben! Kommt rüber und eßt euch einmal satt, ihr armen Schlucker, eure Freunde, die Franzosen, sind auch schon da.'

Die Lichter drohten unter dem Gelächter auszugehen. Der arme Köter wurde wieder nach vorn in die Schützengräben gebracht und zurückgejagt. Gleichzeitig sagten die Kanonen einige weitere treffende Worte zu dem Thema.

Die Einnahme von Lasdehnen

Gefecht am 30. Dezember

Armee-Oberkommando 8, den 31. Dezember 1914.

Die russische Kavallerie, die unserem nördlichsten Flügel an der ostpreußischen Grenze gegenübersteht, war in verschiedenen Vorstößen unserer Kavallerie (von denen ich einen, der die Russen bis beinahe Pillkallen warf, ja schildern konnte) bedrängt und zurückgeworfen worden. Die Verstärkung der beiden russischen Divisionen durch Infanterie, die sich in Lasdehnen festsetzte, und von dort sowohl Tilsit, wie schließlich auch unsere linke Flanke bedrohte, machte es notwendig, den wichtigen Straßenpunkt wieder zu nehmen. Es wurden zu diesem Zweck größere Infanteriemassen konzentriert und die notwendige Kavallerie bereitgestellt. In der Nacht vom 29. zum 30. Dezember wurde der Angriff gegen Lasdehnen mit drei Kolonnen angesetzt. Die äußerste rechte, gleichzeitig die stärkste Kolonne, rückte über die Straße von Groß-Wersmieningen gegen das Dorf. Sie hatte vermutlich den größten Widerstand zu überwinden, da ihr Vorgehen die Russen von der Verbindung mit ihren Hauptkräften in Pillkallen abschnitt. Die mittlere Abteilung wurde über Klein-Kackschen, Uszballen auf der direkten Provinzstraße nach Lasdehnen vorgeschickt, während

Digitized by Google

— mit späterer Abmarschzeit — eine stärkere Abteilung von Richtung Gricklaugken, Mascutken angesetzt wurde. Den Russen blieb — bei rechtzeitigem Rückzug, für den sie ja ausgezeichnet zu sorgen pflegen, — nur die einzige Straße nach Osten, zur Grenze übrig.

*

Wir fuhren am frühen Morgen die Straße an der Inster entlang über Kraupischken nach Uszballen. Die breite Flußniederung, die ich noch vor kurzem als weite Wasserfläche gesehen hatte, war jetzt mit Eis und Schnee bedeckt. Stellenweise war die Verschneiung des Weges so stark, daß alle Mann das Auto durch die verschneite Stelle schieben mußten, bis die Räder wieder Boden fassen konnten. In Uszballen trafen wir auf den Kommandeur der hier vorgehenden mittleren Kolonne. Die Radfahrer-Jägerkompagnie, die am Morgen gegen den Abschnitt des Foreller Forstes, der Lasdehnen von Uszballen trennte, vorangegangen war, hatte heftiges Feuer bekommen. Verwundete Jäger und ein paar verwundete Russen wurden aus dem Wald nach unserem Standort hingebracht, wo neben dem Chausseehaus ein Verbandplatz errichtet wurde.

In dem Waldstück dahinter waren die großen geräumigen Hütten, in denen die Jäger bisher auf Vorposten gelegen hatten. „Hier haben wir auch Weihnachten gefeiert," erzählte mir Hauptmann von S., den ich neulich in Kraupischken getroffen hatte und nun hier wieder bei der ‚Aufklärungsarbeit' fand. „Es war eine wunderschöne, stille Nacht, in der der Mond hell über den weißen Schnee streifte. Wir hatten Weihnachtsbäume; in jeder Hütte brannten die Lichter. Punsch und Pfannkuchen . . . Der Wald war feierlich wie ein Dom. Dort hinter der Tannenhecke hielt der Geistliche eine Andacht . . . Die Russen rührten sich nicht. Wir hatten ihnen einen Korb mit Wurst, Zigarren und Rum hingestellt als Weihnachtsgabe. Darin lag ein Zettel in deutscher, russischer und polnischer Sprache: ‚Kameraden, hier ist eine Gabe zu Weihnachten,

Digitized by Google

laßt uns bitte an diesem Tag zufrieden, wenn ihr anständige Kerls seit. In dreizehn Tagen habt ihr Weihnachten, und wir könnten uns brav rächen. Also laßt die Knallerei und uns in Frieden.' Die Russen hatten den Korb gelehrt, das Gefäß zurückgestellt an den Zaun zwischen beiden Linien, und der Weihnachtsabend war ohne Schuß vorübergegangen."

Inzwischen waren zwei Kompagnien angetreten, um den Wald gegebenenfalls mit Gewalt aufzuklären. Kavallerieabteilungen zogen weiter rechts durch eine breite Schneise; da sie kein Feuer empfingen, war anzunehmen, daß sich der Druck der Seitenkolonnen schon bemerkbar gemacht hätte und der Wald in seiner ganzen Ausdehnung frei war.

Eine Kompagnie ging rechts und links der Straße in Schützenlinie vor, die andere folgte etwas weiter zurück. Die Leute kamen bei dem hohen Schnee nur sehr langsam vorwärts. Da ja außerdem schon Jäger den jenseitigen Waldrand erreicht hatten, beschlossen wir, Schützenlinie Schützenlinie sein zu lassen und auf Lasdehnen unter der nötigen Vorsicht einfach vorzugehen. Unser Generalstabshauptmann war außerdem der Überzeugung, daß das Dorf schon in der Hand einer der Flügelkolonnen sein müsse. So marschierten wir durch den stillen Winterwald, dem ein paar deutsche Granaten Wunden geschlagen hatten. Es roch stark nach Harz.

Auf der Straße waren frische Blutspuren auf dem weißen Schneegrund. Zuweilen fanden sich Ausrüstungsstücke, die von den Russen als auf dem Marsche überflüssig fortgeworfen waren. In einer Schonung stand Vieh, das man wohl mit hatte zurücktreiben wollen, und das bei der Eile der Zurückmarschierenden ausgebrochen war. Da kein erheblicher Angriff von dieser Seite aus stattgefunden hatte, mußte dieser schnelle Rückzug auf Einwirkung der Seitenkolonnen zu schreiben sein; und zwar auf eine schnelle und erfolgreiche Einwirkung.

Am Waldrand machten wir Halt und richteten die Gläser auf Lasdehnen, vor dem sich Kavallerie bewegte,

Digitized by Google

die auf uns zu galoppierte. Bis auf ein paar hundert Meter war nicht zu unterscheiden, ob es russische oder deutsche Reiter waren. So blendete und irritierte der Schnee. Nach ein paar Augenblicken ziemlicher Spannung erkannten wir die deutschen Ulanenschapkas. Lasdehnen, wenigstens der Teil des Ortes, der uns zu lag, mußte in deutschem Besitz sein.

Wir gingen im flotten Marsch auf das Dorf zu, Infanteriekolonnen marschierten jetzt von allen Seiten ein. Kavallerie hielt auf dem Marktplatz. Gewehre wurden zusammengestellt und auf das schleunigste Quartier belegt. Was nicht einfach war.

Das Dorf sah völlig ‚russisch' aus. Ich hätte jedenfalls lieber unter freiem Himmel geschlafen, als in einigen dieser Wohnungen, die ich sah. „Schweinebande!" sagte ein Grenadier, der bei Wermeningen, wo die Russen Widerstand geleistet hatten, mit gestürmt hatte. „Schweinebande!" Und er spuckte rechts und links aus. Ich trank den Rest meines Kognaks auf einen Zug.

In einer Küche waren noch die halbgaren Kartoffelkuchen in der Pfanne, als für die Russen das Signal zum Rückzug kam; sie ließen alles stehn, zerbrachen schnell noch den Teller mit den fertigen Kuchen und liefen. In einem Uhrenladen hatten sie aus jeder Uhr die Feder herausgerissen . . .

Lasdehnen war unser. Die Rückzugsstraße nach Osten, die wir noch ein Stück entlang fuhren, war besät mit Brotbeuteln, fortgeworfenen Feldkesseln, Stiefeln und Zeltbahnen. Nur an einer Stelle — bei Wermeningen — hatten die Russen versucht, Widerstand zu leisten.

Als wir zurückfuhren, kamen wir an den Gefangenen, ein paar hundert, vorüber. Sie grüßten stramm und militärisch und lachten. Sie hatten wieder einmal ‚Glück gehabt'.

„In Lasdehnen werden wir nun Silvester sein!" sagte der Jägerhauptmann und sah ernst vor sich hin. Da klang, — wir mußten lächeln — aus einem Hause Klavierspiel. Ein Husarenleutnant hatte ein ‚fast' ganzes Klavier entdeckt. Er spielte einen Strauß'schen Walzer, dann irgend

Digitized by Google

ein ſentimentales Lied. Die Kompagnie, die ihre Gewehre zuſammengeſetzt hatte, und auf mächtigen Strohlagen der Dinge harrte, die da kommen ſollten, pfiff es mit.

„Alſo . . . ein gutes neues Jahr!“ Das Auto ſprang an, und der Fahrtwind ging hart um meine Schläfen.

Digitized by Google

Verlag von Egon Fleiſchel & Co. / Berlin W 9

Bücher von Krieg und Sieg

Soeben erſchienen

Die eiſerne Freude

Kriegsroman von

Nanny Lambrecht

Preis geheftet M. 3.50; gebunden M. 4.50

Ein Roman, der die Greuel des Franktireurskrieges mit eiſenhartem Griffel in das Schuldbuch des belgiſchen Volkes eingezeichnet. Die plaſtiſchen Illuſtrationen zur Weltgeſchichte, die ſich hier zu einer flammenden Anklage gegen die tierhafte Verirrung einer verblendeten und irregeleiteten Volksſeele aneinanderreihen, bilden ein vorurteilsloſes, korrektes Vermächtnis an die Welt von morgen. (Weſer-Zeitung.)

Von der Maas bis an die Memel

Kriegsbilder von

Kurt Mayer-Leiden

Preis geheftet M. 2.—; gebunden M. 3.—

Der Verfaſſer erfüllte ſeine Soldatenpflicht als Leutnant und Adjutant einer Munitionskolonnenabteilung, die einem Mörserregiment unterſtellt war. Zum Schwerte nahm er die Feder mit; und ſo ſind dieſe Kriegsbilder entſtanden, die in glücklicher Weiſe die ſachliche Darſtellung kriegeriſcher Geſchehniſſe vereinigen mit Schilderungen ihrer Wirkungen und perſönlichen Eindrücken.

Digitized by Google

Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W 9

Alte und neue
Balladen und Lieder
des Freiherrn
Börries von Münchhausen
Auswahl fürs Feld

1.—5. Tausend.
Preis geh. und beschnitten 50 Pf.; geb. 1 M.

Die Mehrzahl der Gedichte dieses Buches finden sich in den „Balladen und ritterlichen Liedern" und im „Herz im Harnisch". Neu hinzugefügt sind solche, die für diese Zeit passen und zum Teil in ihr entstanden sind. Diese „Auswahl fürs Feld" wurde angeregt durch zahlreiche Briefe von Kameraden des Dichters, die den Wunsch nach einer handlichen und billigen Ausgabe immer und immer betonten. Der Dichter schreibt in der Vorrede: „So lange mir Gott das Glück schenkte, draußen mitzumachen, habe ich immer lieber etwas Friedliches in der Satteltasche mitgeschleppt, als Kriegsgeschichten. Deshalb habe ich auch hier allerhand Balladen hineingepackt, die ganz und gar nichts mit dem Kriege zu tun haben. Denn ich denke, daß es anders ebenso geht. Auch zeigt sich ja der kriegerische Geist unseres Volkes viel weniger in der eigentlichen Kriegsdichtung, als in der Freude an tapferen Taten, an männlichen Worten, an heldischem Geschehen überhaupt." — Dieses wertvolle Büchlein, das durch den billigen Preis jedem zugänglich gemacht ist, wird hoffentlich recht vielen von dieser Freude geben.

Buchdruckerei Roitzsch. Albert Schulze, Roitzsch.

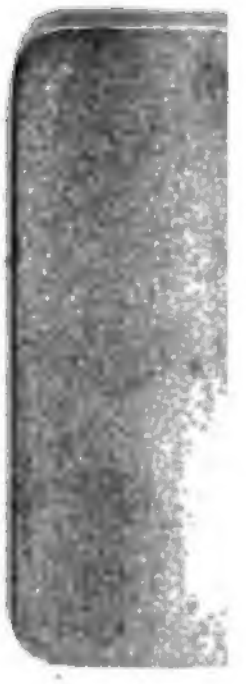
Digitized by Google

Digitized by Google

89100116425

b89100116425a

Digitized by Google



Digitized by Google

89100116425

B89100116425A

1915

Digitized by Google